

DIE UHR

Aus Josefs Kriegsgefangenschaft

Vorbemerkungen

Josef hat nach der Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft nur selten etwas von seinen Erlebnissen erzählt oder aufgeschrieben. Er hat den Kontakt mit seinen früheren Lagerkameraden einschlafen lassen und ist zu keiner Zeit dem mächtigen Verband der Heimkehrer beigetreten, denn der wollte die Jahre seiner Erniedrigung vergessen und aufkommende Erinnerungen verdrängen. Wie der Leser schon weiß, hat er lediglich einer amerikanischen Zeitung einen Bericht über seine letzten Monate im Lager geschickt und auch einen Ansatz gemacht, ähnliche Artikel für eine deutsche Zeitung zu schreiben, um sich ein Zubrot zu verdienen. Im Grunde war er froh, als die letztere ihm eine Absage erteilte.

In den frühen fünfziger Jahren hat Josef sogar einmal damit begonnen, einen „Roman“ zu schreiben, der in den Gefangenenlagern der Sowjetunion spielen sollte, und in diesem Zusammenhang aus dem Gedächtnis zahlreiche Daten und Fakten aufgezeichnet, die seine eigene Situation im Lager betrafen und den Stoff für eine umfangreiche Abhandlung hätten abgeben können. Es haften ihm damals wohl langsam gedämmert, daß man Erinnerungen, und seien sie noch so negativ, nicht verdrängen kann und darf, ohne seelischen Schaden zu erleiden.

Die Zwänge des Berufsalltages und die Pflichten des Familienlebens haben die Niederschrift des gedanklich bereits konzipierten „Romans“ verhindert. Erst als über Siebzigjähriger hat Josef die folgende Erzählung „Die Uhr“ geschrieben, die manchen tiefen Einblick in das Leben der Gefangenen in sowjetischen Lagern gewährt.

Wie es begann

Sie hatten mir bei der Gefangennahme meine Armbanduhr nicht abgenommen, obwohl die Rotarmisten nichts mehr begehrten als unsere Uhren. Den Grund ihrer Großzügigkeit in meinem Falle kann ich mir kaum erklären. Vielleicht hing es damit zusammen, daß ich als einzelner und nicht in der großen Masse in Gefangenschaft geriet, daß ich noch sehr jung war und sich vielleicht ein wenig Mitgefühl mit dem "Fritz", der wohl noch nicht ganz trocken hinter den Ohren war, in ihrer Brust regte. Vielleicht aber lag es auch an den Menschen selbst, mit denen ich es zu tun hatte: An dem schlitzäugigen Tataren, der mich ins Divisionshauptquartier brachte, meine Kopfwunde notdürftig verband, mir aus Zeitungspapier und Machorka eine Zigarette drehte und mich zu trösten suchte, der Krieg sei für mich nun vorbei, für ihn selbst leider noch nicht. Wie gut, daß ich schon ein paar Brocken Russisch aus einem Arme-Lehrheft gelernt hatte. An dem General, dem sie mich vorführten und der in seiner fast sportlich-fairen Haltung, mit seinen offenen klaren Gesichtszügen nicht nur an einen Gentleman erinnerte, sondern sich auch wie einer benahm und deshalb überhaupt nicht dem Bilde entsprach, das die Nazis uns vom bolschewistischen Untermenschen gezeichnet hatten. An dem jungen Unterleutnant, der mich später auf etwa noch vorhandene Waffen oder Dokumente un-

tersuchte, um mich anschließend in ein provisorisches Gefängnis, einen Verschlag aus Brettern in einem leeren Bauernhaus zu sperren. Der Mann sprach ein fast fehler- und akzentfreies Deutsch. Noch heute erinnere ich mich an den vorwurfsvollen Unterton in seiner Stimme, als er meine Armbanduhr entdeckte, die ich vorsorglich in meine langschäftigen Reitstiefel hatte rutschen lassen: "Warum verstecken Sie Ihre Uhr vor zivilisierten Menschen?" Ich wußte darauf keine Antwort. Er aber gab mir die Uhr zurück mit der Bemerkung, er habe sie als meinen persönlichen Besitz registriert.

Das mag alles unwahrscheinlich klingen, haben doch die allermeisten deutschen Kriegsgefangenen gänzlich andere Erfahrungen mit ihren Uhren gemacht, nach denen die sowjetischen Soldaten immer als erstes griffen, wie ich oben schon andeutete. Es ist aber die ganze Wahrheit, und ich habe einen Zeugen bzw. ein Zeugnis dafür: den Brief, den ein Heimkehrer, Hans Frannek, im April 1946 an meine Eltern geschrieben hat und in dem er ihnen unter anderem mitteilte, daß ich einer der ganz seltenen Gefangenen mit Uhr gewesen sei. Das war also schon etwas Besonderes, wenn ein völlig Unbeteiligter sich noch Jahre später daran erinnerte. Ich habe meine "registrierte" Uhr fast zwei Jahre lang behalten können, habe sie offen am Arm getragen während des Transportes im D-Zug von Kaluga nach Moskau, die ganze Zeit hindurch im Lager 27 Krasnogorsk, auf dem Transport von Moskau ins Waldlager 58 Ryasan und während meines Aufenthaltes dortselbst. Das Zauberwort "registriert" gab die Garantie, sie unangefochten durch alle Kontrollen - wir nannten sie "Filzungen" - hindurchzubringen bis ins Lager Bokowo-Anthrazit Nr.256/1, wo eines guten Tages der Wirtschaftsoffizier Kirin mir den Ukas unter die Nase hielt, gemäß dem er meine Uhr zu konfiszieren habe. Ich konnte mich nicht weigern, sie ihm auszuhändigen, und erhielt sogar eine ordentliche, mehrfach gestempelte Quittung über die Aushändigung. Natürlich habe ich dieses Scheinchen sorgfältig verwahrt. Als ich es jedoch bei meiner Entlassung am 19. Dezember 1949 in Brest-Litowsk dem für die Entlassungspapiere zuständigen sowjetischen Offizier präsentierte, hatte der nur ein Bedauern und Hilflosigkeit zugleich ausdrückendes Lächeln für mich, und mehr hatte ich auch wohl nicht erwartet.

Jedenfalls war ich lange Zeit als eines der seltenen Exemplare uhrentragender deutscher Kriegsgefangener in der Sowjetunion eine Ausnahme. Das war zumindest mit dem Nachteil verbunden, daß ich, wo ich auch ging und stand, nach der Uhrzeit gefragt wurde, von den Mitgefangenen in gleicher Weise wie von den uhrenlosen sowjetischen Wachtposten und anderem Lagerpersonal.

Ich weiß heute nicht mehr, bei welcher Gelegenheit und auf welche Weise mein Kopf die Idee gebar, der lästigen Uhrenfragerei ein Ende zu bereiten. Ich sagte mir, es müsse doch möglich sein, auf dem Lager-Appellplatz so etwas wie eine Turmuhr zu errichten, mit deren Hilfe sich jeder an genauer Tageszeit Interessierte orientieren könnte. Und wenn Peter Henlein in Nürnberg es fertiggebracht hatte, eine Taschenuhr in feinsten Mechanik von Hand zu bauen, dann müßte das grobe Uhrwerk einer Turmuhr auch von einem Nichtfachmann mit notdürftigem Werkzeug herzustellen sein. Ich arbeitete damals im Walde beim Holzeinschlag. Dazu brauchte man im wesentlichen die Knochen, weniger den Kopf. Kurz und gut, ich hatte Zeit genug, mir die technischen Einzelheiten zu überlegen und am Abend, nach der Rückkehr aus dem Walde, zu skizzieren. Es gab zwar kein Papier. Aber es fand sich genug Birkenholz, aus dem sich leicht feine Brettchen spalten und mit Glasscherben glätten ließen und auf die ich mit meinem zweiten "Schatz", einem kurzen Bleistiftstummel, auch

schreiben und zeichnen konnte. So entstand nach und nach der exakte Plan einer Turmuhr, von dessen Brauchbarkeit ich zweifellos überzeugt war - solange, bis ein Mitgefangener, dessen Interesse an meiner Zeichnerlei mir bereits mehrfach aufgefallen war, sich etwas trocken äußerte: "So klappt das nie!" Es war Jochen Laue, ein mittelgroßer, stets etwas nach vorn gebeugt sich bewegendes Schleswig-Holsteiner aus Itzehoe, ein in sich verschlossener Mann mit etwas unruhigem, aber scharfem Blick, dem nichts entging, mit einem kräftigen aschblonden Schnauzbart und einem zwar seltenen, aber außerordentlich gewinnendem Lächeln. Jochen war zwanzig Jahre älter als ich, und er war Uhrmachermeister. Erst sein Sachverstand gab meiner Idee die Chance der Verwirklichung.

Wir beiden gewöhnten uns trotz des Altersunterschiedes aneinander und machten uns an die Arbeit. Dazu brauchten wir Werkzeuge. Wir hatten nichts dergleichen, wenn man davon absieht, daß in der Sohle meines Stiefels ein dritter großer "Schatz" versteckt war, eine abgebrochene Taschenmesserklunge. Ich weiß nicht mehr, wo ich sie aufgegabelt hatte, aber ich weiß, daß wir damals nichts liegen ließen, was uns irgendwie brauchbar erschien. Irgendwie kamen wir auch an einen total verkürzten Hammer. Wir schliffen ihn solange auf einem Sandstein, bis er wieder die brauchbare Form hatte. Ihn mit einem Stiel zu versehen, war kein Problem. Glasscherben sind hervorragend zum Formen und Glätten von Holz geeignet, und wie ein Hammerstiel aussehen muß, das hatte mir mein Vater beigebracht. Jochen Laue streifte indes in jeder freien Minute durch alle Winkel und Ecken des Lagers, den Blick stur auf den Boden geheftet, und alles, was an Nägeln, Nieten, Drähten, Schrauben, Federn und sonstigem metallischen Abfall von seinem scharfen Auge erfaßt wurde, sammelte er mit geradezu hypochondrischer Pingeligkeit, um es nach einer Weile gründlicher und allseitiger Betrachtung und einem auch dem hellhörigsten Beobachter unverständlichen, brabbelnden Selbstgespräch in den großen Taschen seines verschossenen und zerrissenen russischen Soldatenmantels verschwinden zu lassen. Der Teufel weiß, wo er seine Fundsachen versteckte. Bei der ewigen "Filzerei" durch die Bewachungsmannschaft konnte er sie keineswegs offen für jedermanns Auge lagern.

Die erste Holzuhr

Lange Rede kurzer Sinn; wir bauten uns nach und nach alle nötigen Werkzeuge selbst. Im Barackenofen glühten wir Stahldrähte aus, schmiedeten sie in die gewünschten Formen, schlugen mit Hilfe meiner Messerklunge feine und grobe, flache und dreikantige, runde und messerschmale Feilen und Raspeln. Wenn wir ein neues Werkzeug im Wasser härteten - Öl hatten wir keines -, verzog es sich gelegentlich. Die Arbeit war umsonst gewesen, und wir machten einen neuen Versuch. Am Ende hatten wir alles, was wir brauchten. Unser Prachtstück unter den verschiedenen Holz- und Metallbohrern war ein vollfunktionabler Goldschmiedebohrer. Wir besaßen auch einen kleinen Drehstuhl mit Fiedelbogen-Antrieb und zum Schluß sogar eine Reeperbahn zum Drillen der Zugseile. Wir hatten Locheisen zum Drahtziehen und Metallschablonen zur Herstellung der Eichenzähnen der Zahnräder. Eines fügte sich zum anderen und war schließlich vor den Augen der Wachmannschaft nicht länger zu verbergen. Ich weiß nicht mehr, wann ihr unsere geheimnistuerische Tätigkeit aufgefallen war. Man traute uns Deutschen ja zu, aus Konservendosen Maschinengewehre fabrizieren zu können. Jedenfalls fiel unsere Werkelei auf, und wir mußten mit der Sprache heraus. Wie die erste Reaktion der Russen war, ist mir entfallen. Schlimm kann sie deshalb wohl nicht gewesen sein. Wahrscheinlich hat uns der MWD-Offizier vernommen, haben wir ihn irgendwie von der Harmlo-

sigkeit unserer Absichten überzeugen können. Letzten Endes ließen sie uns gewähren und waren wohl selbst neugierig, was aus der Sache werden würde. Sie schauten uns tagtäglich auf die Finger. Als sie die ersten Rädchen und Ritzel fertig sahen, verlor sich ihr Argwohn im selben Maße, in dem ihr technisches Interesse wuchs. Wir hatten nun nicht selten sowjetische Soldaten und Offiziere als Zuschauer an unserm Werkstisch. Sooft es ihnen ihr wahrscheinlich eintöniger und langweiliger Dienst erlaubte, kamen sie herbei.

Ich habe etwas vorgegriffen. Die Frage nach dem Material, aus dem wir unsere Uhr fertigen wollten, war für uns kein Problem. Es gab nur die eine Möglichkeit: Holz. Es war in den Ryasaner Wäldern überreichlich in allen Arten und in guten Qualitäten vorhanden, und die trotz aller Findigkeit recht primitiv ausgefallenen Werkzeuge waren für Metallarbeiten ungeeignet. So spalteten und schabten wir also unterschiedlich dicke Brettchen aus Birkenholz, schnitten daraus die Teile des Gehäuses und die diversen Räder, die wir mit unserm Eigenheimer-Zentrierbohrer durchaus sauber bohrten und mit auf dem Drehstuhl gedrechselten Eichenholzachsen versahen, um zum Schluß das gesamte Werkstück auf demselben Drehstuhl zentrisch abzdrehen. In die Stirnflächen der Radkränze bohrten wir mit Hilfe eines Anschlagbohrers senkrechte Löcher, in die wir durch die Schablonen rundprofilig geschlagene Eichenpinnchen trieben. Auch den so entstandenen Zahnkranz drehten wir sorgfältig rund. Die Zahnformen selbst feilten wir schließlich von Hand, eine wichtige und langwierige Fein- und Geduldsarbeit. Wir hatten anfangs erwogen, Abwälzfräsen für die Profilierung der Zähne zu bauen. Nach einigen vergeblichen Versuchen gaben wir es auf und entschieden uns für die mühselige Handbearbeitung jedes einzelnen Zahnes. Jochen Laue erklärte mir damals den Unterschied zwischen evolventer und zykloider Verzahnung und legte mir dar, welche der Arten wir zu wählen hätten. Ich weiß das alles heute nicht mehr so genau. Schwierigkeiten machten uns die winzigen Übersetzungsritzel mit nur sechs Zähnen. Aus Holz kriegten wir sie nicht hin. Wir verwandten deshalb Metalldrähte, die wir in vorgedrechselte, dickwandige Spulen seitwärts einließen. Das Anker-rad, die Ankerwelle, den Anker selbst und die Pendelaufhängung hatten in meinem Entwurf geradezu steinzeitlich plumpe Formen gehabt, und Jochen hatte schon recht, wenn er damals seine dem Leser schon bekannte lakonische Bemerkung machte. Ich sehe ihn noch heute vor mir, wie er liebevoll die Zapfen der von ihm entworfenen und nun fertigen Ankerwelle zwischen seinen feinfühligem Fingern drehte und spielen ließ, wie er mit großer Behutsamkeit den Anker selbst baute: aus einem trapezförmigen Hartholzklötzchen mit der Bohrung für die Welle und dem angenieteten, mit gleicher Sorgfalt gebogenen Blechanker. Wenn ein fertiges Teil Jochens Ansprüchen voll entsprach, leuchteten seine etwas hervorquellenden Basedowaugen, und ein breites gewinnendes Lächeln verschönte sein ausgemergeltes Gesicht.

Nach der Vollendung des Triebwerkes machten wir uns ans Zeigerwerk, wobei die dünnwandigen hölzernen Rohre des Stunden- und des Minutenzeigers kein geringes Problem bildeten. Mehrere Versuche mit Harthölzern scheiterten. Der erste Versuch mit Birke gelang auf Anhieb. Birkenholz ist eben doch ein wunderbares Drechsel- und Schnitzmaterial. Die Freeshops der früheren sowjetischen, nun russischen, bzw. ukrainischen Hotels und Flughäfen heißen wohl nicht umsonst "Berioska", Birkenholzladen; denn was sie da nicht alles an Birkenholzgedrechseltem und -geschnitztem feilbieten, von den Matroschkas der verschiedensten Größen und Ausführungen über feinlackierte Schmuckdöschen und zierlichste Schachfiguren, holzhackende Honigbären und pickende Hühnchen bis zu den vielfältigsten Formen von Schüsseln und Näpfen und Tablettchen, das ist schon erstaun-

lich. Aber damals waren wir als ungebetene Gäste und nicht als devisenbringende Touristen ins Land gekommen. So sahen wir nie eine Berioska von innen, waren auf unsere eigenen Erfahrungen von Grund auf angewiesen und lernten nach dem Prinzip von trial and error. Am Ende hatten wir auch ein gangbares, stabiles Zeigerwerk in der Hand und konnten uns an das Design des Zifferblattes machen. Ich war mehr für ein Zifferblatt im wahren Sinne des Wortes, also für ein Blatt mit echten arabischen oder römischen Ziffern. Jochens - wie sich später zeigte - leider irrige Vorstellung richtete sich auf ein modernes Design, das anstelle der Ziffern einfache rechteckige Blockmarkierungen aufwies, wobei die Drei, die Sechs, die Neun und die Zwölf sich in der Größe etwas von den übrigen Stundenblöcken abhoben. Das Grundblatt hatten wir aus eischalensfarbener Linde und die Blöcke aus roter Waldkirsche gefertigt, und ich muß sagen, als ich unser Erzeugnis so vor mir sah, schämte ich mich fast meines eigenen biedermeierlichen Vorschlags. Jochens Entwurf war nicht nur materialgerechter, sondern auch ästhetisch besser. Aber an dieser Stelle muß ich doch noch einmal etwas vorgreifen: Unseren russischen Beobachtern gefiel das Blatt überhaupt nicht, und sie scheuten sich nicht, ihr Mißfallen ungeschminkt zu äußern. Wer so eine Uhr überhaupt ablesen könne, fragten sie. Da müßten doch Zahlen drauf sein. Nun - wir beließen es trotzdem zunächst bei unserer abstrakten Version.

Die Zeit war bei unserer Werkelei schnell vergangen. Im Frühherbst 1943 waren wir im Waldlager angekommen. Inzwischen zeigten sich die ersten Frühlingsboten des Jahres 1944. Das ständig quälende Hungergefühl in den Eingeweiden, das Heimweh und die nutzlosen Grübeleien über die Rückkehr blieben uns zwar keineswegs erspart, aber wir konnten das alles doch weitaus besser und häufiger überspielen als andere, untätig herumgammelnde Mitgefangene. Das war zweifellos ein unschätzbare psychologischer Vorteil. Weil zu der Zeit meine Russischkenntnisse von Tag zu Tag wuchsen, bahnte sich zunehmend auch das eine oder andere Gespräch mit unseren russischen Zuschauern an. Sie hatten keineswegs nur technischen Charakter, sondern waren oft auch persönlicher Natur. Wie alt, was von Beruf ich sei, ob ich Eltern und Geschwister hätte, sicher doch eine Freundin. Persönliches Interesse aber steigerte sich nicht selten zur menschlichen Hinwendung, etwa in dem Vorschlag, doch zusammen eine Zigarette zu rauchen. Was es für uns ewig hungrige junge Burschen bedeutete, wenn gelegentlich einer der Zuschauer einen Kanten Brot auf den Werkstisch legte und "vergaß", ihn beim Abschied wieder mitzunehmen, wird in der Saturiertheit der neunziger Jahre unseres Jahrhunderts kaum jemand verstehen können. Und wenn gar ein Offizier in aufwallender Geberlaune einmal dafür sorgte, daß wir uns in der Lagerküche einen Suppennachschlag holen durften, war die Uhrmacherei für uns - das wird selbst ein Spätgeborener begreifen - auch die physische Komponente der Chance des Überlebens.

Schon bald nach Beginn unserer Arbeit gesellte sich uns ein Gehilfe zu, ein junger schwäbischer Student von scharfer Intelligenz und nicht geringem motorischem Feingefühl. Wenn meine Aufzeichnungen in den ersten Jahren der Rückkehr nicht täuschen, hieß er Karl Lehr. Die Verse, die er dann und wann schmiedete, reichten in der Qualität nicht an die Rilkegedichte, die Karl gelegentlich zu zitieren pflegte und deretwegen ihn grobschlächtige Mitgefangene für einen Spinner hielten. Karl war Bordfunker in der JU-52 gewesen, die Franz Joswiak aus Schwaney bei Paderborn geflogen hatte. Während eines Aufklärungsfluges nach Wladiwostok wurden sie schon im Herbst 1942 über Sibirien abgeschossen. Franz hatte mit der schwer angeschlagenen Maschine eine einigermaßen glimpfliche Bruchlandung hingelegt, so daß die Besatzung mit dem Leben davonkam. Natürlich

waren sie alle in Gefangenschaft geraten. Karl war ein findiger und zuverlässiger Mitarbeiter. Nach unserem Transport in den Donbas im Herbst 1944 habe ich ihn aus den Augen verloren. Ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Nur seine leicht schwäbelnde Sprache höre ich noch, wenn ich an ihn denke. Meine Arbeit in der "Uhrmacherei" wurde im Winter durch eine Krankheit - ich weiß nicht mehr welche - unterbrochen. Man verlegte mich ins "Lazarett", wo sie mich mit Brothefe und sonst mit normaler Kost zu kurieren versuchten. Die Hefe quirlte ich - das hatte ich den Bettnachbarn bald abgesehen - mit einem primitiven Quirl solange, bis sie wie Eierschaum auseinanderging und so den trügerischen Anschein größerer Quantität gab. Damals lag Hans Frannek aus Leipzig neben mir, von Haus aus Puppenspieler, der sich sein fröhliches Kasperleherz auch in der Tristesse der Gefangenschaft bewahrt hatte. Bei jeder Gelegenheit verstand er es, sein Tritratrullala und Abakadabra, seine Knittelverse und verdrehten Kinderreime mal mit Falsett-, mal mit Baßstimme, mal als gewiefter Bauchredner an den Mann zu bringen, ohne uns auf die Nerven zu fallen. Um uns herum lagen rumänische Kranke, einige - wie mir heute scheint - den ganzen Tag über betend und orthodoxe, dreifingrige Kreuzzeichen schlagend, in schneller Folge eines nach dem anderen. Einer von ihnen spann, auf der obersten Pritsche hockend, mit großer Fingerfertigkeit und einer primitiven Steinspindel Fäden aus den Wollresten alter Wattejacken, um anschließend Nierenwärmer daraus zu stricken. Frannek war ein patenter Kerl und ein trotz aller Schicksalsschläge unverdrossener Philanthrop. Wenn ich mich an ihn erinnere, sehe ich seine ehrlichen Clownsaugen und seine lachenden, an Burt Lancasters Pferdegebiß erinnernden breiten Zähne vor mir. Er hatte das große Glück - weiß Gott, wie er die Russen bezirzt hatte -, schon außergewöhnlich früh entlassen zu werden. Am 31. Januar 1946 bereits schrieb er mir einen Brief an die Heimatadresse, den meine Eltern natürlich öffneten und so ein erstes Lebenszeichen von mir seit meiner Gefangennahme im Februar 1943 in ihren Händen hielten. Allerdings haben sie wenige Tage darauf auch meine erste, vom Roten Kreuz und vom Roten Halbmond beförderte Karte erhalten und das Hans Frannek auch später mitgeteilt. Aber als sie ihm zunächst in ihrem Glück postwendend antworteten, ahnten sie das noch nicht. Weil sein zweiter Brief, vom 26. April 1946, an meine Eltern das einzige schriftliche Dokument über meine Uhrbauerei ist und die Wahrheit einer Geschichte bezeugt, die mir selbst im nachhinein zuweilen als kaum glaublich erscheint, will ich ihn hier wörtlich wiedergeben:

Liebe Familie Hendricks! Ich war mit meiner Bühne unterwegs und komme erst heute zum Schreiben. Ich habe alle vier Briefe erhalten und freue mich, daß Josef schon von sich aus geschrieben hat. Der Russe entläßt nur Krüppel und Kranke, und somit haben Sie die Gewißheit, daß er noch bei bester Gesundheit ist.

Nun zu Ihren Anfragen. Er hat mir seine Gefangennahme erzählt. Wenn ich mich recht erinnere, ist er auf einem Postenkontrollgang von Russen, die durch die Linie gedrungen waren, gefangen genommen worden. Verwundet worden ist er dabei nicht. Sein Lazarettaufenthalt im Lager rührte von einer Erkrankung her. Was es war, weiß ich jetzt nicht mehr. Aber eine ernste Sache war es nicht. Nach seiner Entlassung aus dem Lazarett hat er mit einem Uhrmacher zusammen gebastelt. Sie versuchten, aus Holz eine Uhr anzufertigen. Dafür hat sich die Lagerleitung interessiert, und sie wurden von jeder anderen Arbeit befreit. Als sie es tatsächlich schafften, die erste gangbare Uhr abzuliefern, waren sie nicht nur angesehene Leute, sondern sie bekamen den Auftrag, weitere Uhren zu fabrizieren. Ein Raum wurde ihnen zugewiesen. Hier saßen sie hübsch im Warmen. Auf jeden Fall hatten sie das Große Los gezogen. Sie brauchten auch keine Norm zu

schaffen, das heißt, ein bestimmtes Tagesquantum zu leisten. Dank seinem Können und seiner Intelligenz hat er es in diesem Lager nicht schlecht gehabt. Sommer 1944 sind wir dann getrennt worden, er kam mit einem Transport weg. Wohin, weiß ich nicht. Beim nächsten Transport bin ich dann weggekommen. Uns hat man nach Sibirien geschafft.

Das Lager, wo wir uns kennen lernten, lag paar hundert Klm. hinter Moskau. Lager 58 war es. Vorher war er im Lager 27. Das liegt in einem Vorort Moskaus. Hier war er im Bad beschäftigt. Da hat er auch die ganzen Größen von Stalingrad (Paulus u.s.w.) kennen gelernt. Josef gehörte übrigens zu den wenigen, die ihre Uhr noch hatten. Ich wüßte sonst weiter nichts zu berichten. Wenn Sie noch etwas wissen wollen, fragen Sie ruhig an. Ich berichte Ihnen herzlich gern.

Ich freue mich übrigens, daß Josef eine bessere Heimkehr beschieden ist. Ich habe meine Wohnung in Leipzig eingebüßt. Mit meiner Familie wohne ich jetzt in Borna bei meiner Mutter. Gesundheitlich bin ich noch nicht auf der Höhe. Aber ich habe mich jetzt so schlecht und recht mit meiner Bühne durchschlagen können.

Aber für heute möchte ich schließen und hoffen, daß auch Josef bald zu den Seinen zurückkehrt. Das wünscht Ihnen von Herzen

Ihr Hans Frannek

Der Brief entspricht im großen und ganzen voll der Wahrheit. Nur bei der Schilderung des Großen Loses, das wir Uhrmacher angeblich gezogen hatten, ist Jochen die Fantasie ein bißchen durchgegangen. Seine rosige Darstellung unserer Lebensbedingungen sollte offenbar dazu dienen, meine Eltern zu beruhigen. Möglicherweise aber steckte auch ein Schuß nachträglichen Futterneides, vor dem wir alle nicht sicher waren, dahinter; denn jeder Holznapf Kohlsuppe, den einer außer der Reihe ergatterte, weckte in jedem von uns allen ein bißchen unverkennbaren Mißmutes, obwohl wir keine Chance verpaßten, selbst einen Vorteil zu erhaschen.

Unsere mit einem am Seil hängenden Bleigewicht angetriebene Uhr war etwa März/April 1944 fertig. Obwohl die Tage bereits länger wurden, lag das von einem Zaun aus mehr als zehn Meter langen, dicht aneinandergefügten Holzstangen umgebene Lager noch unter einer fast kniehohen Schneedecke. Die Temperaturen fielen immer noch weit unter Null. Ich erzähle das nicht aus Weitschweifigkeit, sondern um die Ursache des Fiaskos aufzudecken, das schon wenige Tage nach dem Ingangsetzen unserem Werk beschieden war: Die Russen hatten es nicht erlaubt, unsere Uhr in einem auf dem Lagerplatz zu postierenden Türmchen allen sichtbar aufzuhängen. Sie hatten zu ihr als einem prächtig gediehenen "Kind des Lagers" inzwischen so viele emotionale Bindungen geknüpft, daß sie sie als Aushängeschild seiner Produktivität selbstverständlich im Gebäude der Kommandantur präsentieren wollten. Als Jochen Laue zum ersten Male das lange Meterpendel zum Probelauf anstieß, nach dem Klang des Ankers die genaue vertikale Aufhängung der Uhr austarierte, da standen nicht nur die Mitgefangenen im Halbkreis um das Wunderwerk herum, sondern auch - soweit sie dienstfrei waren - die sowjetischen Wachsoldaten und Offiziere. Bei einem Countdown am Kap Canaveral kann es nicht spannender zugehen, als es damals in der engen Lagerbaracke zuing. Das Ding lief wirklich, und es lief und lief weiter, eine Minute, zehn Minuten, eine Stunde, einen Tag und noch einen.

Dann aber hielten es die Russen nicht länger aus. Sie ließen die Uhr aus der Baracke in die Kommandantur bringen und gaben ihr einen günstigen Platz, so daß der Blick eines jeden Besuchers sofort auf sie fallen mußte. Wir überprüften alles noch einmal, fixierten das Gehäuse, nachdem wir dessen beste Position dem Ankergeräusch abgehört hatten, und überließen unser Werk seinem weiteren Schicksal. Das aber hatte mit ihm - wie schon gesagt - nur ein Fiasko im Sinn. Schon am nächsten Nachmittag kam der diensthabende Offizier mit finsterner, nichts Gutes verheißender Miene auf uns zu: "Die Uhr ist kaputt. Ihr seid Saboteure!" Was war passiert? Die aus ungesperrtem Birkenholz gefertigten Räder hatten sich in der pulvertrockenen und überheizten Stubenluft der Kommandantur total verzogen, so daß die Eingriffe durcheinander geraten mußten. Das hatten wir einfach zu keinem Zeitpunkt bedacht, als wir die Uhr in der feuchten, stickigen Luft unsere Baracke bauten, daß Holz ein lebendig arbeitendes Material ist. Ich mußte damals alle meine Erklärungskünste und meine noch unzulänglichen Russischkenntnisse zusammennehmen, um die argwöhnischen Russen zu besänftigen. Ob sie uns nicht Sperrholz besorgen könnten, fragte ich sie. Sie wollten es versuchen und versuchten es vergebens. Wir sollten selber Sperrholz machen. Wer Uhren bauen könne, müsse auch dämliches Sperrholz zustandebringen. In der richtigen Vermutung, daß in den Ryasaner Wäldern und Sümpfen keine Sperrholzbäume wuchsen, hatten wir uns inzwischen längst daran gemacht, millimeterdünne Birkenbrettchen zu schaben. Irgendwie kamen wir auch an Knochenleim, möglicherweise kochten wir ihn uns sogar selbst. Da alles noch an Werkzeugen parat lag und wir uns im Laufe der Zeit ein gewisses Geschick bei der Fertigung angeeignet hatten, waren die neuen Zahnräder und die ebenfalls gesperrten Lagerplatten nach Ablauf eines Monats fertig.

Wir haben im Lager 58 in der bis zum Abtransport im Frühherbst noch verbliebenen Zeit dann eine zweite Uhr gebaut. Wenn es hätte sein müssen, hätten wir wohl auch noch eine dritte geschafft. Weil sich aber unsere Werkstadt inzwischen mehr und mehr von einer Produktionsstätte in eine Reparaturanstalt gewandelt hatte, ließen wir es. Hans Franneks Mitteilung an meine Eltern, nach der ersten seien noch drei weitere Uhren entstanden, dürfte übertrieben sein. Ich habe es jedenfalls anders im Kopf. Wir reparierten also in zunehmenden Maße die stehengebliebenen "Zibulkas" (Zwiebeln = Taschenuhren) des Wachpersonals oder dessen Verwandten- und Bekanntenkreises, nieteten die überdrehten Federn alter Wecker, und Jochen wagte sich gelegentlich sogar an die Reparatur einer Armbanduhr, deren Marken in der Regel an ihren früheren deutschen Besitzer erinnerten.

Auf Transport

Wie gesagt, im Frühherbst 1944 wurde ein Teil der Insassen des Lagers 58 auf Transport geschickt. Ich gehörte zu den Betroffenen, Jochen Laue nicht. So kamen wir auseinander. Wir haben uns nie wiedergesehen. Nach meiner Heimkehr Weihnachten 1949 zeigte mir mein Vater jedoch eine Postkarte Jochens vom 2. Januar 1949 folgenden Inhalts:

Sehr geehrter Herr Hendricks! In den Jahren 1943 und 1944 war ich mit Ihrem Sohn Joseph in russischer Gefangenschaft. Im Spätsommer 1944 ging Joseph auf Transport, und wir sind dadurch auseinandergekommen. Ich wurde im Frühjahr diesen Jahres (gemeint ist wohl 1948 d.V.) aus der Gefangenschaft entlassen und möchte gerne erfahren, ob Joseph schon zu Hause ist oder ob Sie schon von ihm nähere Nachricht haben. Mit ergebenen Grüßen, Joachim Laue.

Mit Sicherheit wird mein Vater ihm damals geantwortet haben, daß ich noch nicht zu Hause sei, aber geschrieben habe. Wahrscheinlich werde auch ich, als ich schließlich doch eingetroffen war, mich bei Jochen gemeldet haben. Warum wir dann nicht weiter korrespondierten, ist mir entfallen. Ich glaube mich schwach entsinnen zu können, daß Jochen wenige Jahre nach der Heimkehr an den Folgen der Gefangenschaft gestorben ist. Es kann aber auch anders sein, nämlich so, daß ich damals mit Jochen wie auch mit dem schon erwähnten Hans Frannek keinen Briefverkehr aufnahm, weil ich alles, was in meinem Leben mit Krieg und Gefangenschaft zu tun hatte, vergessen wollte und deshalb systematisch verdrängte. Heute denke ich anders. Ich wäre nicht ich - ohne diese Nazijugend, ohne diesen abscheulichen Krieg, ohne die lange, erniedrigende Gefangenschaft. Gerade sie sehe ich jetzt nicht mehr als verlorene Lebenszeit, sondern - wie Maxim Gorki die Armut seiner Kindheit sah - als meine "Universität", die mich mehr lehrte als Hochschulen später. Leo Tolstoi läßt in seinem Roman "Krieg und Frieden" in einer Bemerkung des aus französischer Kriegsgefangenschaft befreiten Pierre Besuchow eine andere Version des Problems anklingen:

"...wenn man mich aber jetzt, in diesem Augenblick, fragen würde: Möchtest du der bleiben, der du vor der Gefangenschaft warst, oder noch einmal von Anfang an dies alles durchleben? - dann nur um Gottes Willen noch einmal Gefangenschaft und Pferdefleisch. Wir denken immer, wenn wir aus dem gewohnten Gleise geworfen werden, ist alles aus, und doch fängt erst dann das Neue, Gute an. So lange Leben ist, ist Glück. Vor uns liegt noch viel, viel ..."

Es war übrigens eine eigenartige Geschichte mit diesem Transport, der einen schlagenden Beweis für die Unzulänglichkeiten sowjetischer Logistik lieferte. Den Krieg haben sie trotzdem gewonnen. Nach Ablauf der überaus lästigen Formalitäten - Bad, Entlausung, das heißt Rasur aller Körperhaare durch sowjetische Frauen und Desinfektion der Kleidung in einer primitiven Heißluftkammer, die sie mit penetrantem Gestank verließ, ärztliche Untersuchung, die im wesentlichen in einer kritischen Muskelbeschau und einem abwägenden Kniff in die Gesäßbacken bestand, Filzung auf dem Appellplatz des Lagers und schließlich noch ein langwieriger Personalienvergleich - nach Ablauf dessen also trottete die schmutzige Transportkolonne jeweils in Fünferreihen mit von Mann zu Mann eingehakten Armen durchs Lagertor, wobei - um jeden Irrtum auszuschließen - mindestens drei Offiziere, jeder für sich, die Reihen zählten. Dieser Vorgang wiederholte sich bei der Einladung in die mit rohen Holzpritschen versehenen Viehwaggons durch das übernehmende Begleitpersonal. Das alles verlief bei ständigem üblen Hundegekläff und nicht enden wollenden heiseren Ordnungsrufen der Wächter. Wir hatten erst dann unsere Ruhe, als wir eng zusammengepfercht - in der Regel mehr als fünfzig Mann in einem Waggon - auf unseren Pritschen lagen und das Zugpersonal die Wagentüren zugeschoben und verriegelt hatte. Aber das alles ist wohl nebensächlich und für Millionen Kriegsgefangene und einheimische Häftlinge in der damaligen UdSSR nichts Besonderes.

Das Besondere an diesem Transport war etwas anderes: Neben meiner Messerklinge hatte ich nun auch eine Nähnadel zwischen meinen Schuhsohlen versteckt. Auch im Lager hatte ich für sie einen geheimen Aufbewahrungsplatz; denn Nähnadeln standen außerordentlich hoch im Kurs, übten also auf Diebe eine starke magnetische Wirkung aus. Meine Nadel war jedoch nicht allein im übertragenen Sinne des Wortes ein Magnet, sondern auch im wahren. Dadurch, daß ich sie stets mit der Spitze nach unten in einer Ritze meines Pritschengestelles versenkte, hatte sie sich im Laufe der Zeit durch die Kraft des natürlichen Erdmagnetismus selbst magnetisiert. Ich konnte sie also ohne große Umstände als Kompaß verwenden, indem ich sie durch ein Korkscheibchen steckte und in meinem höl-

zernen Eßnapf schwimmen ließ. Selbiges tat ich während der folgenden Fahrt bei jeder Gelegenheit, in der ich mich unbeobachtet fühlte. So gelang es mir, auch ohne durch die Ritzen des bretter- und stacheldrahtvernagelten schmalen Waggonfensterchens irgendein Ortsschild erkennen zu können, die Hauptfahrtrichtung des Zuges zu bestimmen. Zudem versuchte ich auch die Fahrtgeschwindigkeit mit Hilfe der regelmäßigen Abstände der Telegrafmasten, an denen wir entlangfuhren, und des Sekundenzeigers meiner Armbanduhr zu errechnen. Auf diese Weise konnte ich ungefähr auch die Entfernungen, die unser Zug zurücklegte, schätzen, wobei ich selbstverständlich die oft stundenlangen Aufenthalte auf irgendwelchen Abstellgleisen berücksichtigte. Eine dieser äußerst langweiligen Fahrtunterbrechungen dauerte wohl an die zwei Tage. Wir standen auf einem Bahnhof am Ufer eines Flusses etwa von der Größe des Rheins.

Die einzige Abwechslung während der Fahrtpausen brachte die Verpflegungsausgabe. Verpflegungsausgabe ist eigentlich ein viel zu humaner Begriff, als daß er auch in diesem Zusammenhang benutzt werden dürfte. Was da wirklich passierte, grenzte eher an die kärgliche Abfütterung halb verhungertes Raubtiere. Die Wachsoldaten öffneten die Waggontür um einen Spalt, warfen fünf oder sechs Kommißbrote und ein Dutzend Trockenfische auf den dreckigen Waggonboden, schoben einen mit brackigem Lokomotivwasser knapp gefüllten Holzeimer hinterher und knallten die Tür wieder zu. Das Ganze ohne Streit, Flüche und Gebrüll einigermaßen gerecht zu verteilen, war schier unmöglich und also ein schlimmer, menschenunwürdiger Prozeß. Schlimmer aber war der unstillbare Durst nach dem Genuß des salzigen Fisches, von den scheußlichen Umständen der Verrichtung der Notdürfte ganz zu schweigen.

Als wir endlich weiterfahren, hörte ich mit meinen Beobachtungen und Berechnungen nicht auf, und zwar solange, bis ich zu meiner eigenen Verwunderung plötzlich ausrief: "In wenigen Stunden kommen wir zum Lager 58 zurück!" Ich ertete mitleidige Blicke; denn es kam unter den entsetzlichen Bedingungen eines sowjetischen Gefangenentransportes durchaus nicht selten vor, daß ein Gefangener "durchdrehte", wie wir derzeit einen Anfall geistiger Verwirrung zu nennen pflegten. Ich war aber keineswegs verrückt geworden. Am Abend desselben Tages noch hockten wir mit unserm ganzen elenden Gelumpe wieder auf dem Appellplatz des Lagers, das wir etwa eine Woche zuvor verlassen hatten, und die gesamte Prozedur der Formalitäten eines Lagerwechsels lief nun rückwärts. Was passiert war, haben wir nie erfahren können. Ich vermute, daß man am Ort unserer Bestimmung mit dem Bau eines Lagers nicht rechtzeitig fertig geworden war und uns deshalb mit dem Vermerk "Annahme verweigert" unterwegs abgefangen und zurückgeschickt hatte. Sinnlose Vergeudung von Zeit, Arbeitsaufwand, Transportkapazität und menschlicher Geduld. Nach meinen Überlegungen mußten wir mindestens 500 Kilometer in fast südlicher Richtung unterwegs gewesen sein, das große Donknie hinter Woronesh erreicht haben, dort umgekehrt und noch einmal 500 Kilometer nutzlos gefahren sein. Heute würden wir sagen, eine Postkarte oder ein Anruf hätten genügt, ein solch zweckloses Unternehmen zu vermeiden. Aber damals, kurz nach dem Rückzug der deutschen Truppen aus diesem Teil der Ostfront funktionierten wohl selbst die allernotwendigsten Kommunikationen nicht mehr oder noch nicht wieder.

Unser Aufenthalt im alten Lager dauerte nur wenige Tage. Dann kam die endgültige Verlegung ins Lager 256/1 Bokowo-Anthrazit bei Krasnilutsch im Donezbecken. Ich erspare es mir, die Umstände noch einmal zu schildern, die mit dem neuen Transport verbunden waren. Aber eines sollte ich doch

vielleicht sagen: Als wir Im Herbst 1944 auf dem Abstellgleis des Güterbahnhofs eines uns unbekanntes Ortes ankamen, konnten wir uns unschwer denken, was uns bevorstand. In der weiten, fast ebenen schwarzerdigen Landschaft standen in lockerer Streuung nicht gerade wenige kegelförmige, an die Pyramiden von Gizeh erinnernde Abraumhalden und in ihrer Nähe die mehr oder weniger zerstörten Stahlgerüste von Fördertürmen und anderen Zechenanlagen. Es konnte sich hier also nur um das Donezbecken handeln, und unser Schicksal für die nächsten Jahre würde Sklavenarbeit in dunklen Minen sein. Das war eine nicht gerade sehr ermutigende Feststellung, nicht dazu angetan, den folgenden Psychostreß der Ausladung ohne seelische Depression zu überstehen. Unsere Niedergeschlagenheit war zudem mit großer Körperschwäche verbunden, waren wir doch - wenn ich mich recht erinnere - mindestens eine Woche unterwegs gewesen, und das bei mangelhafter, ungesunder Nahrung, ohne jedwede Möglichkeit der Körperpflege und der regelmäßigen Verrichtung der Notdurft. Unsere Knie waren im echten Sinne des Wortes weich, unsere Füße dick von Gewebewasser, und als uns die Begleitmannschaft unter Hundegebell, nicht endenwollendem Dawai-Gebrüll und nicht wenigen Puffen mit dem Gewehrkolben aus den Waggons trieb, da schafften nur die kräftigsten von uns den Sprung von der Plattform auf die Gleisebene. Der Mehrzahl der Gefangenen versagten die Kniegelenke, und sie sackten hilflos am Boden zusammen, um sich schließlich mit Unterstützung der gesunderen Kameraden mit letzter Kraft wieder aufzuraffen. Nicht alle schafften es. Man schleppte sie in die Lazarettbaracke des - Gott sei Dank - nahen Lagers, die man wohl in der von nüchterner Berechnung des Wertes einer jeden Arbeitskraft für den Wiederaufbau des wichtigsten sowjetischen Industriezentrums getragenen Voraussicht bereits vor der Belegung des Lagers errichtet hatte. Lydia, ein dralles, sich städtisch gebendes Weib mit etwas zu stark aufgelegtem Make-up, zierlichen Juchtenstiefelchen und einer keck auf den Locken thronenden Schapka, herrschte hier als Krankenschwester. Sie war eine Frau, wie sich später oft erwies, mit Herz und dem nötigen Mut, sich für ihre kranken Schützlinge auch gegen bestimmte Anordnungen der auf Normerfüllung bedachten Lagerleitung durchzusetzen. Ich komme bei anderer Gelegenheit auf Lydia zurück.

Holzuhren in Serienfertigung

Das Lager Bokowo-Anthrazit 256/1 bestand aus einer Ansammlung von etwa sieben oder acht ehemaligen, völlig schmucklosen dreistöckigen Mietshäusern, die man, zusammen mit einigen in aller Eile zusammengezimmerten Wirtschaftsbaracken (Küche, Handwerkerei, Bad, Karzer und Pförtnerbude), mit einem doppelten, etwa vier Meter hohen Zaun aus Maschen- und Stacheldraht umgeben hatte. An allen vier Ecken standen rund zehn Meter hohe hölzerne Wachtürme, von denen aus die Posten mit entsicherter Kalaschnikow das Treiben in Zaunnähe bestens beobachten konnten.

Wohl gleich in den ersten Tagen nach der Ankunft stellten sie während eines Vollständigkeitsappells die Berufsstände der Gefangenen fest, weil es in einem von der Montanindustrie geprägten Wirtschaftsraum nicht nur an ungelerten Arbeitskräften mangelte. Ich meldete mich mutig als Uhrmacher, Spezialität Holzuhrfertigung. Mut gehörte schon ein bißchen zu meiner Notlüge; denn erstens hatte ich bei allen bisherigen Personalangaben immer "Student" als Beruf vermerkt, und zweitens hatte ich außer den unter Jochen Laues Obhut gewonnenen Erfahrungen kaum etwas an feindhändlerischen Fertigkeiten zu bieten. Aber in der Hoffnung, daß die Russen meinen Köder "Holzuhrfertigung" annahmen, wagte ich meinen Schritt. Ich sollte mich nicht täuschen. Sie bissen an,

zudem - wie sich bald zeigte - da auch ein echter Uhrmacher unter den Ankömmlingen war. Fritz hieß er mit Vornamen. Sein Nachname war mir lange Zeit entfallen. Erst bei der Durchsicht von Aufzeichnungen und Notizen, die ich kurz nach meiner Rückkehr in den frühen fünfziger Jahren gemacht hatte, stieß ich wieder auf ihn: Nörig. Fritz Nörig stammte aus dem Sudetenland, aus der Gablonzer Ecke, sprach etwas Tschechisch, das auch die Russen bei ein wenig gutem Willen verstanden, und war im ganzen ein zwar reservierter, aber doch umgänglicher Mann und treuer, zuverlässiger Kamerad. Man ließ uns beiden unter dem Fenster unseres dichtbelegten Wohnraumes einen Arbeitsplatz einrichten, besorgte sogar einen wackligen, aber leicht zu stabilisierenden Tisch und - welche Gunst des Schicksals gegenüber den Verhältnissen im Waldlager Ryasan - ein paar Werkzeuge wie Hammer, Zange, Säge und Feile. So war es für uns keine allzugroße Kunst, das Spezialwerkzeug in relativ kurzer Zeit selbst herzustellen, und diesmal war ich bei unserer Arbeit nicht der Schüler, sondern der Lehrer. Das festigte nicht nur mein Ansehen in den Augen des wesentlich älteren Fritz Nörig, der als gelernter Uhrmacher meine notgedrungene Scharlatanerie schnell durchschaut hatte, es bestätigte auch den unsere Werkeleien stets kritisch beobachtenden Russen meine Fähigkeiten als "Spezialist".

Wir brauchten natürlich zwei Arten von Werkzeug, solches zur Holzuhrherstellung und feinmechanisches Gerät zur Reparatur von Uhren aller Art. Fritz sagte mir, was er brauchte, und im allgemeinen fand ich Wege und Mittel, seine Vorstellungen zu verwirklichen. Mein Meisterwerk in diesem Zusammenhang war wohl ein präzise arbeitender Drehstuhl mit Handkurbelantrieb, mit dessen Hilfe Fritz später nicht selten beispielsweise neue Ankerwellen für Armbanduhr nachdrehen konnte. Was die Grundmaterialien der Holzuhr betraf, stellten sich die Dinge zunächst einmal wesentlich problematischer dar als im Waldlager. Der Donbas liegt mitten im Schwarzerdegürtel, und er ist ein Teil der riesigen eurasischen Steppenzone. Auf den noch unbebauten oder brachliegenden Flächen im Umfeld des Lagers wuchs das Teufelskraut Wermuth in solchen Mengen, daß die Herbstluft vom Duft seiner Blüten geradezu geschwängert war und die sie einatmenden Menschen den bitteren Geschmack in Mund und Gaumen nie loswurden. Selbst wenn die Blütezeit längst verstrichen war, belästigte uns weiterhin der Wermuthgeschmack; denn wir schliefen auf "Stroh"-säcken, die mangels echten Stroh mit trockenen Wermuthsträuchern gestopft waren. Das war ein wirkliches "Teufelskraut", wie es die Russen wohl in Verwechslung mit dem ihm ähnlichen Beifuß "Tschernobyl" nannten. Aber damals ahnte noch keine Menschenseele etwas von dem schaurigen Wortspiel; denn die Atombombe war noch nicht fertig und die "friedliche" Atomkraft noch nicht erfunden. Wenn damals die Herbststürme über die Steppe fegten, flogen die von ihm entwurzelten Wermuthsträucher durch die Luft, wirbelten über Straßen und Felder, drehten sich im Windschatten von Hauswänden solange um sich selbst, bis eine kräftige Böe sie erfaßte und weitertrieb. Nicht wenige blieben im Stacheldraht des Lagerzaunes hängen. "Steppenhexen" nennt Anton Tschechow in seiner Erzählung "Die Steppe" diese gespensterhaften Wesen der Lüfte. Ich hatte das alles schon fast vergessen, wenn nicht unsere Reise in der Mitte der achtziger Jahre durch die Steppe des Großen Amerikanischen Beckens, genauer gesagt, die bis zum Wüstenrand nie endenden dichten, fahlgelben Polster der ähnlich bitterscharf riechenden rabbit-brushes mich daran erinnern hätten.

Ich ertappe mich schon wieder beim Schwafeln. Kurz und gut: Es gab im Donezgebiet bis auf die ersten kümmerlichen Versuche zur Anlage von Windschutzgürteln keinen Wald als billige Materialquelle unseres Holzuhrbaus. Dennoch löste sich unser Problem sehr bald dadurch, daß die La-

gerkommandantur uns einige Tafeln leidlich gut erhaltenen Drei-Millimeter-Sperrholzes übergab. Mehr hätten wir nicht erwarten können, und ein paar Scheite gesunden Eichenholzes fanden sich auch.

Was die technischen Daten der Uhr betraf, so hatte ich aus Gründen der eigenen Sicherheit nicht eine einzige auf Birkenrinde oder -brettchen gezeichnete Werkskizze, keinerlei Notizen über Detailmaße oder Arbeitserfahrungen mitzunehmen gewagt. Fanden die Wachsoldaten beim Filzen irgendwelche "Dokumente", wie sie alles auf Papier oder ähnliche Materialien Geschriebene oder Gezeichnete nannten, konnte man von Glück sagen, wenn sie es kurzerhand zerrissen. Meist zogen solche Entdeckungen lästige Verhöre mit unabsehbaren Folgen beim MWD-Offizier nach sich. Alles, was ich an theoretischen Grundlagen zum Uhrenbau damals brauchte, hatte ich verlässlich in meinem derzeit hervorragend arbeitenden Gedächtnis gespeichert, und wenn mir wirklich einmal eine Einzelheit entfallen war, konnte ich sie schnell aus dem Zusammenhang heraus neu errechnen. Ich hatte mir vorgenommen, nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft irgendwann einmal eine Holzuhr der damaligen Art exakt nachzubauen. Es ist zwar bis heute nichts daraus geworden, so wie auch der während der Gefangenschaft oft gehegte Wunsch, mich zu Hause einmal so richtig an Hirsebrei sattzuessen, bis zur Stunde unerfüllt blieb, weil an solchen Speisen, die besser als Hirsebrei schmecken, bisher kein Mangel war. Den Uhrenbau aber habe ich von Jahr zu Jahr vor mir hergeschoben, weil es immer Wichtigeres zu tun gab, als Träume reifen zu lassen. Immerhin aber habe ich bereits vor etwa zwanzig Jahren aus dem Gedächtnis eine grobe, mit Maßen versehende Skizze gezeichnet, die ich im Zusammenhang mit diesem Bericht in eine saubere technische Zeichnung übertragen und somit unser Geschöpf wenigstens als Idee der Nachwelt überliefern will, wenn es schon - nun auch angesichts der unverkennbar schwindenden Fertigkeit meiner Finger - zum Bau selbst wohl nicht mehr kommen wird.

Weil ich mich damals zum Bau einer Sechserserie entschlossen hatte, bat ich die Kommandantur um Hilfskräfte. Die kamen in Gestalt von einigen Dystrophikern, bis auf Haut und Skelett abgemagerte und damit für die Arbeit im Bergbau nicht mehr taugliche Gefangene. Sie erholten sich bei der leichten Arbeit zusehends, legten jedoch Wert darauf, nicht allzusehr zu Kräften zu kommen; denn das hätte die Wahrscheinlichkeit, bald wieder in den Schacht geschickt zu werden, sehr erhöht. Der Geschickteste dieser Leute war Theo Dillhöfer, ein schon etwas älterer, aus dem Saargebiet stammender Soldat. Ein anderer, Hans Schmidt, rechthaberisch und stets mit mitteldeutschem, thüringischem oder sächsischem, Dialekt räsonierend, verschwand bald wieder. Die anderen habe ich vergessen. So schien also - oberflächlich betrachtet - ein guter Stern über unserer Uhrmacherwerkstatt zu stehen, wenn nicht Fritz und ich, wenigstens drei-, viermal die Woche und an Stachanowtagen noch zusätzlich, zur erhöhten Erfüllung der Fördernorm im Schacht hätten arbeiten müssen. Abgesehen von der Schufterei dort unten unter primitivsten Verhältnissen und miserabelsten Arbeitsbedingungen, von der ermüdenden Kletterei über Dutzende von Holzleitern hinab und nach Schichten wieder ans Tageslicht, von dem wochenlangen Wassermangel, durch den wir gezwungen waren, unsern vom Kohlenstaub geschwärzten Körper mit einer einzigen Konservendose Wasser - glaub es oder nicht, ich kann es heute selbst kaum glauben - zu reinigen, also abgesehen von all dem waren nicht nur unsere Körper ermüdet, sondern auch unsere Finger steif, rissig und nicht selten mit schmutzigen Lappen umwickelt. Warum sie damals einen gewissen Grad an notwendiger Feinmoto-

rik nicht verloren, bleibt mir bis heute ein Rätsel. So arbeiteten wir an den meisten Wochentagen in zwei Schichten, die eine im "Pütt", die andere in der Uhrmacherei.

Auch in Bokowo-Anthrazit hatten wir in der Regel Zuschauer aus den Reihen der Bewachungsmannschaft des Lagers. Manche wollten uns dabei ins Handwerk reden oder wenigstens gutgemeinte Ratschläge geben. Nicht alle solcher Tips waren unbrauchbar, und wenn wir sie annahmen, leuchteten die Augen der Ratgeber, kam es zu menschlichen Kontakten, die für uns Gefangene im wahren Sinne des Wortes lebensbedeutsam sein konnten. Es leuchtet sicher schnell ein, daß für uns gerade solche Zaungäste in der Uhrmacherei von unschätzbarem Wert waren, die gelegentlich, manchmal sogar uneigennützig ein fehlendes Werkzeug oder auch Material - Leim, harzfreies Öl, Spiritus, Stahldraht usw. - besorgten. Ein ständiger Besucher wurde uns direkt ein wenig lieb. Er war der Lagerfeldscher, dem, zusammen mit Lydia, die Krankenbetreuung oblag. Er hatte, wie er uns in seinem ganz passablen Deutsch erzählte, vor dem Krieg ein paar Semester Tiermedizin studiert, was ihn nach einer schweren Verwundung an der Front prädestinierte, nunmehr in der untersten russischen Charge militärischer Humanmedizin, eben als Feldscher, weit hinter der Front eingesetzt zu werden. Er unterhielt uns bei seinen Besuchen manchmal recht amüsant, und wenn es ihn packte, dann schob er seine Dienstmütze in den Nacken, so daß seine blonde Haartolle keck darunter hervorschaute, griff sich ein Hämmerchen und klopfte selbst ein Häuflein Eichenpinne durch die Zahnschablone, all das an Feindbildvorurteilen und Offizierswürde mißachtend, was ihn von uns Gefangenen trennte. Auf medizinischem Gebiet war er dagegen zweifellos keine Leuchte russischer Ärztekunst. Seine Diagnosen beschränkten sich auf einige wenige, auch dem Laien bekannte Übel. Wo er nicht weiter wußte, stellte er stereotyp fest: "Macht nichts, das haben viele Deutsche!" Seine Therapien waren durch totalen Mangel selbst der gängigsten und notwendigsten Medikamente und Verbandstoffe stark begrenzt.

Zum "Macht nichts, das haben viele Deutsche" hat Theo Dillhöfer dem Feldscher einmal eine schlagfertige Retourkutsche geliefert. Während seines Besuches bei uns war das Gespräch auf die Wanzen- bzw. die Ungezieferplage im Lager schlechthin gekommen. Er meinte, es sei schwer, ohne Spezialmittel etwas dagegen zu unternehmen. Wir sollten uns doch einmal vorstellen, als er gestern abend seine Fußlappen abgewickelt habe, da sei selbst ihm plötzlich so ein fettes Biest von Floh daraus enthüpft. Wir konnten uns das aus eigener Erfahrung heraus gut vorstellen, und mit grinsender Miene konstatierte Theo Dillhöfer, ohne von seiner Zähnchenfeilerei aufzuschauen: "Macht nichts, das haben viele Russen!" Unser Feldscher schluckte ein paar mal kräftig, holte Luft und - lachte lauthals los. Der Mann, schien uns, hatte Humor.

Schwierigkeiten

Wir hatten die ersten sechs Bokowo-Anthraziter Uhren zwar in Serie gebaut. Im Winter 44/45 gingen sie der Vollendung entgegen. Da ich jedoch nicht alle gleichzeitig in Gang setzen und regulieren konnte, lieferten wir sie der Reihe nach aus, und dabei machten wir einen grundlegenden, unverzeihlichen Fehler. Damit der Leser ihn verstehen kann, muß ich etwas zur allgemeinen Struktur der sowjetischen Lagerleitung sagen. Da gab es einmal den Lagerkommandanten. In Bokowo-Anthrazit war das ein meines Erachtens ehrenwerter kriegsinvalider Major oder Oberstleutnant, dessen Name, Smirnow, mir erst nach langen Überlegungen wieder eingefallen ist. Nur an seine lispelnde Aussprache habe ich mich immer deutlich erinnern können. Da gab es weiter den Offizier, dem die Ar-

beitseinteilung und der Einsatz der Gefangenen unterlagen. In unserm Lager machte das der Kapitän (Hauptmann) Schabowda, ein schwarzhaariger Mann mit stets finsterer Miene - vielleicht war "finstere Miene" auch nur unser Vorurteil, weil wir alle ihn als vermeintlich gefährlichsten Mann im Lager fürchteten und haßten. Da waren außerdem mehrere junge Offiziere der niederen Chargen: Wie der ebenso schneidige wie scharfe Oberleutnant hieß, weiß ich nicht mehr. Wir nannten ihn wie seine sowjetischen Genossen "Besruki", weil er einen Arm an der Front gelassen hatte. Leutnant Malutin war schwarzhaarig wie Schabowda, aber zierlicher und auch im Umgang mit uns Gefangenen weniger grob als dieser, jedoch nicht ohne eine, manchmal nicht ungefährliche schlitzäugig ironische Schalkhaftigkeit. Auch Malutin war frontuntauglicher Invalide; sein linker Fuß schlappte bei jedem Schritt nach unten, offenbar hatte ein Granatsplitter seine Achillessehne durchtrennt. Der junge blonde Unterleutnant Kirin hatte, wie man sich im Lager erzählte, auf tragische Weise bei einem Angriff der Deutschen seine ganze Familie verloren. Man hätte meinen sollen, sein Schmerz darum sei in Rachegefühle gegenüber uns Gefangenen umgeschlagen. Aber Kirin war ein aufrechter, immer beherrscht handelnder Mann, der eines gewissen Vertrauens bei uns nicht entbehrte. Daß es ausgerechnet Kirin sein mußte, der im Frühjahr 1945 meine Armbanduhr konfiszierte, ändert in meinen Augen nichts an der Integrität dieses jungen Offiziers.

Und schließlich gab es da noch zwei Offiziere, deren - wenn ich nicht irre - himbeerfarbener Mützenrand im Gegensatz zu den blauen Rändern der Mützen der übrigen Offiziere stand und damit ihre andersgeartete Position herausstellte: Kapitän Gulkin und Oberleutnant Schewtschenko waren die verlängerten Arme des MWD (Innenministerium), einer Vorgängerinstitution des heutigen KGB (Kommissariat für Staatssicherheit). Am unheimlichsten von beiden erschien uns Gulkin. Sein Auftauchen wirkte auf uns wie Salmiakgeist auf die Hundenase. Seine unsteten Augen, sein immer lauerner, verschlagener Blick und seine leicht nach vorn gebeugte Gestalt ließen uns bei einer Begegnung nie Gutes ahnen, und wir machten, wo wir nur konnten, immer einen Bogen um den Mann, verdrückten uns hinter einer Mauerecke in der wohl irrigen Annahme, seiner gefürchteten "Allmacht" und gefährlichen "Allwissenheit" entgehen zu können. Bei ihm nämlich liefen all die obskuren Fäden der Schnüffeldienste zusammen, und er wußte mit ihnen zu spielen, die "verbrecherisch faschistische Vergangenheit" jedes einzelnen von uns aufzudecken, ohne dabei die Grenzen von (An)-Dichtung und Wahrheit zu achten; denn auch seine Arbeit stand wie jede andere damals unter dem Leistungsdruck der Normerfüllung. Die unverbesserlichen Nazis unter uns nannten ihn hinter der vorgehaltenen Hand den "Itzig" oder "Jordanplantscher", obwohl niemand beweisen konnte, daß Gulkin Jude war. Sein Adlatus Schewtschenko trug menschlichere Züge. Trotz einer unverkennbaren Bauernschläue und Pffiffigkeit, die sein junges, dunkles ukrainisches Gesicht prägten, war er nicht von der gnadenlosen Härte seines Vorgesetzten. Wer von uns zu Schewtschenko gerufen wurde, bekam einen sanften, wen Gulkin zu sich zitierte, einen Todschrecken. In meinen Notizen der ersten Monate nach der Rückkehr hatte ich Schewtschenko negativer gezeichnet, als einen untersetzten, breitbeinig und ausladend sich bewegenden Athleten, einen Mann mit listigen schwarzen Augen, mit einem nichtssagenden Grinsen, mit dem er seine Erregung tarnte und der zum gleichen Zweck seine Schirmmütze immer tief in die Stirne gezogen trug, als einen tollkühnen Motorradfahrer, rabiät gegen sich selbst und andere. Ich bin damals, getrieben von der Unreife meiner Erinnerungen, sicher zuweit gegangen. Schewtschenko war nicht der Teufel, den sein Chef verkörperte.

Daß diese beiden die eigentlichen Herren im Hause waren, sollten wir Uhrmacher sehr schnell am eigenen Leibe erfahren. In unserer Naivität und Unkenntnis der Sachlage hatten wir es für eine Selbstverständlichkeit gehalten - und das war der erwähnte grobe Fehler -, daß die erste Uhr unserer Serie dem Lagerkommandanten zukomme. Der hatte sie natürlich auch mit strahlendem Gesicht in Empfang genommen und in seiner Privatwohnung aufgehängt. Daß wir - nach Schabowda - Gulkin erst an dritter Stelle bedachten, hat uns dieser so übelgenommen, daß er Fritz und mich kurzerhand mit der vollen Arbeitszeit in den Schacht schickte, was damals in der Regel eine Siebentagewoche bei wöchentlichem Schichtwechsel (Früh-, Spät- und Nachtschicht) bedeutete. Nur beim Wechsel von der Nacht- zur Frühschicht erhielten wir einen arbeitsfreien Tag. Gulkins Revanche war ein harter Schlag für uns. Dennoch gaben wir nicht auf. Unsere Uhrmacherwerkstatt blieb weiter, wenn auch bei "Sparflamme", in Betrieb, wir verdienten uns manchen Kanten Brot nebenbei, und wir erfreuten uns weiterhin des Wohlwollens des Lagerkommandanten. Diesen gutwilligen Menschen mag es vielleicht kennzeichnen, daß er den ersten Toten im Lager ordnungsgemäß und sogar mit einem Anflug militärischer Ehrenbezeugung beerdigen ließ, mit einem gewissen Großmut also, auf den zu verzichten er allerdings bei der steil ansteigenden Sterblichkeitsrate der folgenden Monate bald gezwungen war. Nun, während der Arbeit im Schacht nutzten wir jede freie Minute zum Schlaf. Gott sei Dank waren die gar nicht so selten; mal fiel der Strom aus, mal fehlten die Holzstempel zur Abstützung des Hangenden, mal kamen keine Leerwaggons vom Schacht heran. Wir legten uns auf den ersten besten Bretterstapel, schlugen den Haken unserer Petroleumlampe in einen Stempel und schliefen augenblicks wie die Murmeltiere. Einmal ist mir mein Tiefschlaf teuer zu stehen gekommen. Ich hatte mich auf einem Haufen Stempelholz seitwärts des Schienenstranges der Förderstrecke ausgestreckt. Während des Schlafes aber war mein linkes Bein vom Stapel abgerutscht und mit der Fußspitze auf die Schiene zu liegen gekommen. Was passierte, als ein unerwarteter Zug mit Leerwaggons plötzlich angefahren kam und wie blitzschnell ich aufspringen konnte, als das erste Radpaar über die Kuppe meines Großen Zehs gerollt war, brauche ich wohl nicht näher zu erläutern. Mein heute noch verkrüppelter Nagel ist ein bleibendes Mahnmal, wichtige Dinge im Leben fürderhin nicht zu verschlafen.

Wie gesagt, unsere Uhrmacherei lief unter der Protektion von Smirnow und Schabowda weiter und warf einiges an zusätzlicher Nahrung ab, so daß wir auch in Anbetracht der größeren Brotrationen der im Bergbau Beschäftigten - 1200 Gramm - recht gut bei Kräften blieben. Wir begannen eine neue Serie von Holzuhren, erledigten weiter auch Reparaturen unterschiedlichster Art. Um die Weihnachtstage 1944 herum brachte mir Lydia ein Beutegrammophon der ältesten Bauart mit stählerner Aufzugsfeder. Aber so sehr und so lange Lydia die Kurbel auch drehte, es tat sich nichts. Ganz klar, die Feder war überdreht. Ich versprach der Frau schnelle Hilfe. In wenigen Stunden nahm ich das Laufwerk auseinander, glühte das verbliebene Ende der gebrochenen Feder aus, lochte es und hakte es wieder ein. Noch am selben Abend holte Lydia das fertige Gerät ab und brachte mir ein russisches Kochgeschirr voll silbriger, zu Klumpen geballter Salzfishchen, die man dort - wenn ich es recht behalten habe - "Kamßi" nannte. Die Dinger schmeckten mir als willkommene Abwechslung. Ich konnte mich nicht beherrschen und aß eine gehörige Portion davon. Anschließend fuhr ich zur Nachtschicht in den Schacht und habe dort wohl literweise schales Grubenwasser getrunken, meinen brennenden Durst zu löschen. Nun, die damals gängige Währung im Uhrenhandel und Reparaturgeschäft war allerdings nicht Fisch, sondern Brot. Man konnte es entweder selbst essen oder

als Handelsobjekt weiter benutzen. Ich erinnere mich, daß ich mir in der Lagerschneiderei bei dem etwas zwielichtigen und devoten Walter Hippler damals meine zerschundene und zerrissene Uniformjacke richten ließ. Meine Reithose hatte längst einen anderen Liebhaber gefunden und einer ausgedienten russischen Militärhose aus verschossenem Drillich Platz gemacht. Irgendwann hatten auch meine guten Reitstiefel den Kennerblick eines sowjetischen Lederfachmanns gereizt, und somit war ich sie los. Nun lief ich in klobigen, schnürschuhähnlichen Gebilden aus Reifengummi und Brettern als Sohlen herum. Ihr "Oberleder" hielt ich mit gedrillem Blumendraht zusammen. Noch Jahrzehnte später haben sie in gelegentlichen Träumen meine Knöchel gedrückt und gescheuert. Jedenfalls gegen einige Kilogramm Brot, in Raten zu zahlen, konnte ich damals in der Schuhmacherei ein Paar ziemlich gut passende und geflickte Schnürschuhe erwerben, in die meine Füße, mangels Socken mit speckigen Fußlappen umwickelt, schlüpfen und sich wohlfühlten. In ähnlicher Weise besserte auch Fritz seine Garderobe auf und, so ausgestattet, gehörten wir beiden schon fast zu den bestangezogenen Lagerinsassen. Ich muß wohl hinzufügen, daß es sich hier um unsere Freizeitkleidung handelte. Wenn wir zum Schacht ausrückten, gaben wir das Bild häßlichster Lemuren ab. Wir entkleideten uns im Bad und nahmen unsere, an Eisenringen aufgehängten und im Entlausungsofen getrockneten Arbeitsklamotten in Empfang, schwarzglänzende Unterwäsche, zerfledderte Wattehosen und -jacken, eine schmierige Schapka, durchlöcherter, zimal gewendete Fußlappen und für den linken und rechten Fuß formgleiche Gummigaloschen. Wir zogen den Plunder an. Die Fußlappen und die meist schlockernenden Galoschen banden wir mit Kabeldraht an den Füßen fest. Die Eisenringe mit der nun daran aufgehängten Tageskleidung gaben wir dem "Badepersonal" zur Bewahrung. Nicht selten fehlte nach der Rückkehr irgendein Teil davon. Deshalb war es ratsam, nicht allzugroßen Wert auf die Pflege von Hosen und Jacken zu legen. Die Diebe waren bei der Entwendung dessen, was ihnen in die Augen stach, durchaus wählerisch.

Ein guter Stern brachte für mich im Frühjahr 1945 einen Arbeitsplatzwechsel. Auf einer nahen Großbaustelle, wo gleich mehrere Fabrikhallen für die Sekundärindustrie des Bergbaus von Kriegsgefangenen hochgezogen wurden, brauchte man jede Menge an "Spezialisten". Dahin schickten sie auch mich. Als ich dem zuständigen Prorab (Baustellenleiter) meine Spezialität "Holzuhrenbau" nannte und ihm den Vorschlag machte, mich in der Schlosserei einzusetzen, lachte er lauthals und keineswegs böse los, ließ mich dann aber - wohl um mir eine Chance zu geben - eine komplizierte Feilarbeit ausführen: einen Spannring, dessen Enden durch einen in eine konische Rundung auslaufenden Einschnitt auf der einen Seite und einen entsprechend zugepaßten Zapfen auf der anderen miteinander zu verbinden waren. Ich kriegte das einigermaßen hin - wie ich meinte. Dennoch muß der Meister von meinen Fertigkeiten in der Metallverarbeitung nicht sehr überzeugt gewesen sein; denn er machte mich kurzentschlossen zum Brigadier (Vorarbeiter) einer kleinen Gruppe von Leuten, deren Aufgabe es war, mit Brechstangen, Unterlegrollen, Balken, Keilen und anderen Steinzeitwerkzeugen schwere Bau- und andere Maschinen zwischen den Orten ihres jeweiligen Einsatzes hin- und herzutransportieren. Weil das Wetter in den frühen Maitagen schön und vor allem trocken war, kamen wir mit unserer Arbeit gut zurecht, und schon nach wenigen Tagen hatte ich beim Prorab einen Stein im Brett. Mit unverkennbarer Schalkhaftigkeit in den Augen pflegte er mich in Anspielung auf meine alles andere als feinmechanische Tätigkeit "Uhrmachermeister" zu titulieren. Ganz ernst aber nahm er mich erst, als ich mit Fritzens Hilfe seine Zibulka, eine zum Nachteil der Gefangenen ständig sich verspätende Taschenuhr im Lager gereinigt und erfolgreich reguliert hatte.

Mein Einsatz als Maschinentransporteur war nur von kurzer Dauer. In diese Zeit aber fiel das Ende des Krieges.

Wir Gefangenen nahmen dieses Ende mit gemischten Gefühlen auf. Einerseits waren wir froh, den Krieg überlebt zu haben, und die Hoffnung auf die baldige Heimkehr gab uns Kraft und Zuversicht, nun auch das Ende der Gefangenschaft noch zu erreichen. Andererseits hatten wir nicht im Traum an eine so totale Niederlage Deutschlands gedacht. Die Katastrophe des völligen Zusammenbruchs hatten wir uns zwar aufgrund der Informationen der Lagerleitung und der Zeitung "Freies Deutschland", des Organs des gleichnamigen Nationalkomitees, das sich als eine antifaschistische Bewegung aus den Reihen kriegsgefangener deutscher Offiziere und Soldaten in der Sowjetunion formiert hatte, längst zusammenreimen können. Als sie dann aber wirklich eingetreten war, nahmen wir ihre Größe nur mit Entsetzen wahr. Das Fünkchen Hoffnung auf baldige Heimkehr erstickte bei nicht wenigen Gefangenen unter dem Druck der bangen Ahnung, nunmehr ganz der Rache der Sieger ausgeliefert zu sein. Sie alle hatten sich nicht getäuscht. Der großen Masse stand, wie mir selbst, noch ein Zwangsaufenthalt von vier bis fünf Jahren in sowjetischen Lagern bevor.

Dennoch, die ganze Belegschaft unseres Lagers wurde zur Siegesfeier beordert. Es gab einen Umzug rund um den Appellplatz, durch die Lagergassen und zurück. Wir trugen Transparente: "Dank der siegreichen Roten Armee!", "Tod dem Faschismus!", "Unter dem Banner Lenins, unter der Führung Stalins vorwärts zum Siege des Kommunismus!", "Fördert heute mehr Kohle als gestern und morgen mehr als heute zum Dank für die Befreiung vom Faschismus!" Das waren einige der Sprüchelein, die wir, auf plötzlich vorhandenes Packpapier gepinselt, mit uns herumtrugen. Wir sangen "Brüder zur Sonne, zur Freiheit, Brüder zum Lichte empor..." und - mangels Besserem - auch "Ein Heller und ein Batzen..." und "Die blauen Dragoner sie reiten ..", und vorneweg ging sogar so etwas wie ein Spielmannszug. Es gab im Lager zwei selbstgebaute Geigen und auch ein von der Lagerleitung besorgtes Akkordeon. Die fidelten und dudelten also dem zerlumpten, lethargischen Haufen voran. Die heute besonders herausgeputzten Lageroffiziere hatten vor dem Klubgebäude, der Propagandazentrale des Lagers, Aufstellung genommen. Mit der Hand am Mützenrand nahmen sie die "Parade" ab. Wollten sie uns demütigen, wollten sie uns teilhaben lassen an ihrer Siegesfreude? "Morituri te salutant", ging es mir durch de Kopf, und in der Tat: Wohl mehr als die Hälfte der hier vorbeitrottenden Minensklaven waren dem Tode Geweihte. Daran konnten auch die zweihundert Gramm zusätzlichen Weißbrottes und der außergewöhnlich große Schlag süßen Hirsebreis, den die Küche am Tage der Siegesfeier ausgab, eine geradezu unglaubliche Sensation, nichts ändern.

Die Siegesfeier hatte erst einige Tage nach dem historischen 9. Mai stattgefunden. Am Tage selbst lief unsere Arbeit wie gewohnt, vielleicht ein bißchen lascher; denn die Aufpasser waren in bester Laune, hatten wohl auch das eine oder andere Mal auf den Sieg angestoßen. Ich erinnere mich noch, als ob es gestern gewesen wäre, an einen heiteren, warmen Tag mit stahlblauem Frühlingshimmel, an den Duft der schwarzen Erde und das untrügliche Anzeichen des nahen Steppensommers: Der knietiefe Morast der Wege und Straßen war getrocknet. Die Pfade und Fahrbahnen hatten sich unter dem tagtäglichen Getrampel und Geschlurfe zur Arbeit ziehender oder zurückkehrender Gefangenenkolonnen und den Reifen der wenigen Lastwagen zu einer asphaltähnlichen Fläche geebnet. Junger breitblättriger Mais und Sonnenblumenpflänzchen entsprossen den schweren Ackerböden ringsum. Ich erinnere mich aber genau so deutlich an einen Transport neuer Arbeitskräfte aus Un-

garn, der auf dem Rangiergleis in der Nähe unserer Baustelle für eine Weile anhielt. Ein Güterzug, vollgepfert mit zivilisierten, wohlgekleideten Menschen bot sich unseren Blicken. Ein junges Mädchen mit buntbestickter weißer Bluse und roten Lackstiefelchen, adretter Frisur und damenhaften Bewegungen, damals für mich wohl der Inbegriff einer heilen, friedlichen Welt, sehe ich noch heute stolz und mutig einem Wachsoldaten irgendeine Forderung vortragend. Ich weiß nicht, wohin das Schicksal diese Menschen verschlagen hat, noch weniger, in welchen Lagern sie verkommen und verdorben sind.

Einige Wochen nach Kriegsende schickten sie mich wieder in den Schacht, obwohl es eigentlich an Arbeitskräften damals nicht mangelte. Die Kapitulation hatte unserm Lager einen starken Zuwachs an neuen Gefangenen beschert; zum größten Teil waren es Soldaten der kurländischen Armeen. Auch sie trugen noch relativ guterhaltene Uniformen. Aber es dauerte gar nicht lange, bis sich die Gegensätze zwischen Neu- und Altgefangenen ausgeglichen hatten. Dafür sorgte einerseits ein lebhafter Tauschhandel: Brot und Tabak gegen Wollsocken und Unterhosen, Schnürschuhe und Jacken, andererseits ein schneller Prozeß des Verschleißes und der totalen Verschmutzung. Unsere Uhrmacherei aber hatte in den ersten Nachkriegsmonaten Hochkonjunktur, nicht etwa weil die Neugefangenen das Geschäft belebten. Deren Armband- und Taschenuhren waren längst in den Besitz der Sieger übergegangen. Der somit erheblich angewachsene Anteil an Uhren pro Kopf der Bevölkerung erhöhte auch den Anteil an Schadensfällen und brachte uns mehr Arbeit.

Einmal bat mich Lydia, an einem arbeitsfreien Tag mit ihr nach Krasnilutsch zu fahren, sie wolle sich auf dem Basar eine Armbanduhr kaufen. Die dazu nötige Erlaubnis hatte sie beim Kommandanten für mich erwirkt. Der Basar, der selbst unter Stalins Repressionen nie aufgehört hatte, ein nach kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Gesichtspunkten wohlfunktionierendes Handelsinstrument zu sein, hatte damals ein Angebot an (Beute)-Uhren, das offenbar die Nachfrage überwog. Lydia hatte also einen günstigen Zeitpunkt gewählt, und wir fanden auch bald etwas, was ich ihr empfehlen konnte: eine äußerlich unscheinbare Damenuhr der Marke Kienzle, die aber über ein ausgezeichnetes 17-steiniges Ankerwerk mit gesundem Anschlag verfügte. Ich hatte es nicht ganz leicht, Lydia den feinen, aber nicht unbedeutenden Unterschied zwischen äußerem Schein und innerem Sein zu erklären, ohne daß der Verkäufer, der allerdings ebenso von dem Wert seines Schätzchens nicht die leiseste Ahnung hatte, meine Belehrung mitbekam. Irgendwie schaffte ich es. Um Lydias Entscheidung zu beschleunigen, ging der Mann im Preis noch ein beträchtliches Stück herunter, und Lydia kaufte. Das vergammelte Armband und das ebenfalls ramponierte Gehäuse habe ich im Lager aufpoliert. So bekam unsere Krankenschwester eine Uhr, bei der Werk und Design in der Qualität weniger differierten. Übrigens, auf dem Krasnilutscher Basar sahen wir einen robusten Kerl in sowjetischem Militärlook, offenbar ein später Nachfahre des Sohnes des Propheten Isaias namens "Eile-Beute-raube-bald". Die Ärmel seiner Gymnastiorka hatte der Mann aufgekrempt, und von den Handgelenken bis über die Ellenbogen hinauf waren seine behaarten Arme mit Beuteuhren, einer über der anderen, bedeckt. Er war wirklich das Symbol des beuteraffenden Siegers.

Auf dem Krasnilutscher Basar passierte mir ein Mißgeschick, das keinem anderen, am wenigsten aber einem Uhrmacher hätte passieren dürfen und einen üblen Ausgang hätte nehmen können: Ich hatte das Gehäuse der Armbanduhr irgendeines Anbieters geöffnet, um mir den Zustand des Werkes anzusehen. Durch eine Ungeschicklichkeit fiel es mir dabei zu Boden, sei es, daß meine groben

Kohlenhauerfäuste ein wenig gezittert hatten, sei es, daß ich sonst einen Fehlgriff getan hatte. Ich hob in großer Verlegenheit das winzige Werk vorsichtig auf und mußte mir auch sofort sagen lassen: "Was ist das für ein Uhrmacher, der eine Uhr fallen läßt?" Zum Glück war das Werk weder beschädigt noch verschmutzt; seine Unruhe tickte normal. Ich muß wohl einen guten Schutzengel gehabt haben. Der Mann, dem ich die wieder zusammengefügte Uhr zurückgab, kämpfte offensichtlich mit sich selbst, ob er losbrüllen, mich gar angreifen oder Gnade vor Recht ergehen lassen sollte. Er sah mich eine Weile an, wobei sein Blick immer milder wurde, schüttelte dann, fast ein wenig mitleidig den Kopf und ließ uns beide ohne ein weiteres Wort stehen. Vergelt's ihm Gott! Ich weiß nicht, für wen die Situation besorgniserregender gewesen ist, für mich, den einzigen Gefangenen unter tausend Freien, oder für Lydia, die als meine Begleiterin die Verantwortung dafür trug, was ich anrichtete, und auch dafür, was man im Zorn mit mir hätte anrichten können. So halte ich diese Szene weniger als die Erinnerung an ein prekäres Erlebnis fest, als vielmehr als ein weiteres Beispiel tiefer russischer Menschlichkeit.

Die Schwemme an Beuteuhren war also der Grund für die Lebhaftigkeit unseres Reparaturgeschäftes. Ich hatte Fritz inzwischen soviel an technischem Know-how abgeguckt, daß wir uns bei leichter Vernachlässigung des Holzhrenbaus die Reparaturarbeiten aufteilen konnten: ich übernahm die groberen, einfacheren Dinge, Wecker, Wanduhren usw., Fritz die komplizierteren, Taschen- und Armbanduhren. Unsere Dystrophiker aber werkten schon mit einer gewissen Routine, sie schabten und schliffen weiter die hölzernen Platinenbrettchen, klopfen die Eichenpinne durch die Stahlschablonen, leimten die Zähnchen in die Radkränze. Theo Dillhöfer hatte sich bereits soweit eingearbeitet, daß er beispielsweise Zahnkränze zentrieren und die Zahnprofile sauber und gratlos ausfeilen konnte. Somit lief auch unser Uhrenbau weiter. Wir durften ihn keinesfalls zu sehr zurückschrauben, wenn er auch weniger als die Reparaturen einbrachte; er war schließlich die Legitimation für die Beibehaltung der Werkstatt und sorgte zudem für eine sinnvolle, ihren Mann auch ernährende Beschäftigung von durchweg drei bis vier körperlich schwachen Mitarbeitern.

Beinahe hätte ich es vergessen: Als eine offenbar besondere Anerkennung des Wertes unserer Arbeit - anders konnten wir es uns nicht erklären - erhielten wir damals einen eigenen Schlaf- und Werkraum in der Handwerkerbaracke. Wir mußten ihn allerdings mit einem "Kunstmaler" und einem Stukkateur teilen. Der Name des letzteren ist mir entfallen. Der Maler hieß Erich Martin. Er berlinerte und machte sein großes Geschäft mit der Reproduktion eines beliebten russischen Gemäldes "Die drei Helden", nach dem Feinde Ausschau haltende Rittergestalten, von - wie ich irrtümlicherweise annahm - Ilja Repin. Erst kürzlich entdeckte ich in "Ars Antiqua - Russische Kunst", Freiburg 1992, einen Abdruck des Gemäldes. Es heißt "Die Recken", wurde 1898 von W.M. Wasnezow in Öl auf Leinwand, und zwar in der stattlichen Größe von 295 x 446 cm, gemalt und hängt heute in der Tretjakow-Galerie in Moskau.

Zu einer Staffelei hatte es unser damaliger Zimmergenosse nicht gebracht; er bemalte seine immer auf gleichgroße Rahmen aus grobbearbeitetem Grubenholz gespannten Leinwände aus amerikanischen Zuckersäcken auf den Knien. Es bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, daß er sich seine feinen und dickeren Pinsel genauso selbst herstellte, wie er auch alle seine Farben aus einfachsten natürlichen Substanzen mit etwas Sonnenblumenöl aus der Lagerküche selbst mixte: Eigelb, Rotkraut, Ziegelsteinpulver, Ockererde aus dem Schacht, Kreide, die sonst zur Numerierung der bela-

denen Kohlenwaggons diente, Ruß aus dem Stubenofen und orangefarbener Eisenschlamm vom Rand der Grubenwasserkanäle sind nur einige Beispiele dafür. Es liegt auf der Hand, daß in der Palette unseres Künstlers die Grautöne dominierten. Aber das störte die sowjetischen Mäzene keineswegs, und vielleicht hielten sie es sogar für eine beachtenswerte Eigennote künstlerischer Kreativität. Unsern Stukkateur sahen wir nur nach Feierabend und dann auch nur sporadisch. Er war ein älterer Mann und stammte aus Nürnberg. Sein Kunsthandwerk erfreute sich bei den Russen großer Beliebtheit, so daß er nach der Arbeit in der Baubrigade in den Abendstunden noch die Wohnungen der Lageroffiziere mit Zierleisten aus Stuck versehen mußte und auf diese Weise verpflegungsmäßig - wie man so sagt - gut über die Runden kam.

Das Wichtigste an unserem Wohnungswechsel war die Erlösung vom Massen-Schlafbetrieb. Nur zu viert in einem Zimmer zu wohnen, einen eigenen Ofen zu haben, einen Schemel, den dir niemand streitig macht, und ein Eckchen für die wenigen lumpigen, aber sorgfältig gehüteten Habseligkeiten, das ist fast zu schön, um wahr zu sein. Aber es war kein Traum, sondern Wirklichkeit, und diese Wirklichkeit sollte sogar bis Weihnachten 1947 andauern.

Ausweitung der Produktionspalette

Neben Uhren überschwemmte damals noch ein zweites, außerordentlich beliebtes Beutegut die sowjetische Zivilisation: Nähmaschinen. Doch was nützt die schönste und beste "Singer" oder "Pfaff", wenn die Nadel fehlt, und die fehlte leider allzuoft. Die Beutemacher hatten wohl nicht immer daran gedacht, sich mit den Maschinen gleichzeitig auch ein paar Heftchen mit Ersatznadeln zu besorgen. Was Fritz und mich in diesem Zusammenhang betraf, wir sahen uns schon bald mit den Wünschen der Nähmaschinenbesitzer konfrontiert, eine verbogene Nadel zu richten, eine gebrochene zu reparieren. Die krummen Nadeln bedeuteten für uns in der Regel kein großes Problem. Wir glühten sie vorsichtig aus, richteten und härteten sie neu. Die gebrochenen versuchten wir hart zu löten. Aber alle Versuche waren erfolglos, selbst nachdem ich irgendwo ein Blasröhrchen aufgetrieben hatte und wir mit seiner und der Hilfe eines Spiritusflämmchens einen kleinen, sehr heißen Flammenstrahl erzeugen konnten. Unsere Kundschaft war enttäuscht, manchmal sogar erbost. "Was tun?" sprach Zeus. Wir wußten keine Antwort. Die aber gab uns Schabowda: "Ich brauche dringend eine Nähmaschinennadel, verdammt noch mal. Macht mir eine!" Also selber Nähmaschinennadeln herstellen war die naheliegendste Antwort, auf die wir uns erst mit der Nase stoßen lassen mußten. Nach ein paar schlaflosen Nachtstunden und einem wiederholten Gedankenaustausch machten wir uns an die Arbeit. Schabowda besorgte uns das Material, einige alte Fahrradspeichen. Wir glühten sie aus, brachten sie auf Länge und gaben den Stücken auf unserm Drehstuhl die typische Form. Ich hatte indes auch Spezialfeilen für die Fadenführung im Nadelhals angefertigt, und mit unendlicher Geduld feilten wir die Kanälchen so sauber und gratlos wie möglich. Aber die größte Schwierigkeit bereitete uns jeweils das Nadelöhr, das wir durch eine feine Doppelbohrung und die Entfernung des zwischen den Löchern stehengebliebenen Materials herstellten. Unsere ersten fertigen Nadeln funktionierten zwar, aber keine länger als ein paar Sekunden, gelegentlich Minuten, dann aber riß unweigerlich der Faden. Erst als es uns gelungen war, mit einem selbstgezogenen fadendünnen Stahldraht alle Grate und Kanten der Nadelöhre rund zu polieren, bekamen wir - zur eigenen und Schabowdas ausdrücklichen Zufriedenheit - brauchbare Nadeln. Keine Frage: Das Nadelgeschäft

füllte eine echte Marktlücke. Wir konnten den Bestellungen kaum nachkommen, und Schabowda hatte Schwierigkeiten mit der Beschaffung von Speichen.

Zur Nachbesserung der Normalverpflegung erblühten im Lager übrigens mancherlei mehr oder weniger seriöse Gewerbschen. Eines der ausgefallensten betrieb eine Gruppe rumänischer Gefangener. Wie schon erwähnt, mangelte es allenthalben an Medikamenten, nicht allein in den Lagern selbst, sondern in gleicher Weise auch bei der sowjetischen Bevölkerung draußen. Unsere Rumänen nutzten die Situation und stiegen ins pharmazeutische Geschäft ein. Aus Kreide oder anderen weit fragwürdigeren Substanzen - natürlich verwandten sie auch Mehl - preßten sie ein ganzes Sortiment von Pillen, die sich nach Größe und Form, nach Farbe, Geschmack und Geruch hinreichend unterschieden. Die farblichen Nuancierungen bewirkten in der Regel Beigaben von pflanzlichen Säften aus Roter Bete, Blaukohl, Tomate, Karotte oder auch Tabak, die geschmacklichen der Zusatz von Zucker, Salz, Wermuth, Kamille, Minze und Brennessel, welche letztere in der Nähe des Lagerzaunes recht üppig gediehen und als getrocknete und fein zerriebene Zugaben den Pillen gewisse, unverkennbare Aromata gaben. War die Pillendreherei nun insgesamt gesehen nur glatte Scharlatanerie, oder halfen vielleicht die Kreidepillen wirklich gegen Sodbrennen, die Wermuthtabletten gegen Magenverstimmung und die Kamillenpräparate bei Zahnschmerzen, das mag dahingestellt sein. Der überaus florierende Arzneimittelhandel jedenfalls war der schlagende Beweis dafür, daß zumindest eine Placebowirkung der fragwürdigen Mittelchen nicht auszuschließen war. Es ist eben zu keiner Zeit schwer, aus den Wehwehchen anderer Leute Profit zu schlagen.

Typhus

Wer die Abnehmer der zweiten Uhrenserie waren, weiß ich nicht mehr. Die Uhren werden ihre Liebhaber gefunden und sie nicht enttäuscht haben. Ein Exemplar soll sogar zu einer Ausstellung von kunsthandwerklichen Arbeiten in Kriegsgefangenenlagern nach Moskau geschickt worden sein, wie uns Malutin eines guten Tages erzählte. Ob diese Ausstellung wirklich stattgefunden hat oder ob ihre Erwähnung nur der schlaue erfundene Vorwand für ein kleines Malutinsches Nebengeschäft war, das haben wir nie erfahren. Es hat uns wohl auch nicht sehr gekümmert. Unsere Aufmerksamkeit wurde damals durch ein sehr schlimmes Ereignis für eine Weile in eine total andere Richtung gelenkt. Im Herbst 1945 nämlich traf das Lager Bokowo-Anthraxit die Geißel einer Flecktyphus-Epidemie. Die Welle der Neuzugänge an Gefangenen hatte wohl auch eine Welle neuen Ungeziefers ins Lager getrieben. Der Trockenofen für die Kleidung der Schachtarbeiter in der Badebaracke hatte sich als völlig überfordert erwiesen, die notwendigen Temperaturen zur Tilgung der Nissen und Eier von Läusen und Flöhen aufzubringen. Wahrscheinlich war er sogar zu einer Brutstätte all dieser lästigen Biester geworden. Kurz und gut, der Flecktyphus kam und raffte tagtäglich junge Menschen dahin, erst einzelne, dann Dutzende. Lydia, der uns bekannte Feldscher und auch der mit dem Schub der Kapitulationsgefangenen eingetroffene deutsche Arzt waren aufgrund der fast völlig fehlenden medizinischen Gegenmittel machtlos. Sie richteten eine Quarantänestation ein, verabreichten - um überhaupt etwas zu tun - den Erkrankten regelmäßige Dosen selbstgestampften Holzkohlenpulvers, gelegentlich etwas mit abgekochtem Wasser sämig geschlagene Brothefe und sprachen ihnen in Ermangelung des Notwendigen gut zu. Bei den Widerstandsfähigeren half das Mutmachen vielleicht, bei den Dystrophikern und anderen Heruntergekommenen keineswegs. Als die tägliche Todesrate so sehr anstieg, daß an die bis dato übliche Einzelbestattung nicht mehr zu denken war, ordnete die

Lagerleitung ohne viel Federlesens Massenbegräbnisse an. In der Nähe des Lagers verliefen noch gut erhaltene Reste von Erdgräben, die die zurückweichende Deutsche Wehrmacht von der einheimischen Bevölkerung gegen die nachrückenden sowjetischen Panzerverbände hatte auswerfen lassen. Die Gräben boten sich als Massengräber geradezu an. Die eigens aufgestellte Brigade der Totengräber, ein Sammelsurium zwielichtiger Gestalten, die für ihre harte und gefährliche Arbeit Sonderrationen an Brot und Brei zugeteilt bekamen, besorgte den letzten Dienst - ein Zerrbild friedenszeitlicher Beerdigungsgewohnheiten. Zu zweit kamen sie in die Krankenzimmer der Quarantäne, rissen die in der Nacht Verstorbenen mit gekonnten Griffen würdelos von den Pritschen und entkleideten sie, nicht ohne manches Kleidungs- und Wäschestück auf seine weitere Brauchbarkeit hin zu mustern und mit dem Geschick von Taschendieben unter dem eigenen Hemd verschwinden zu lassen. Die nackten Leichen schleppten sie aus der Baracke auf den Hof hinaus, wo sie sich mit ihren ebenfalls leichenzerrenden Partnern aus den übrigen Abteilungen der Quarantäne trafen. Eine auf dem Boden ausgebreitete speckige Wagenplane nahm einen Teil der Toten auf, vier, manchmal sechs. Die übrigen blieben für eine Weile wie Gerümpel vor den Eingängen liegen. Acht bis zehn Totengräber packten die beladene Plane an Zipfeln und Schlaufen und schlepten sie zum Lagertor, während die Köpfe und Glieder der Toten über die Ränder baumelten. Das schaurige Bild dieser Leichenschlepperei sehe ich noch heute - fast fünfzig Jahre später - deutlich vor mir: Der Herbstregen hatte die Schwarzerde des Lagers aufgeweicht und in einen einzigen Morast verwandelt. Die Kerle quälten sich mit ihrer elenden Last mitten hindurch, manchmal bis über die Knöchel im Schlamm versinkend. Der Haufen schwankte und taumelte. Sie schrien sich an, sie trieben sich an. Der eine zog und zerrte, der andere hielt zurück, weil seine Gummigalosse im Matsch festsaß. Sie fielen um, rafften sich auf, fielen wieder, verhedderten sich mit Leichen und Laken. Ein wahrhaft apokalyptisches Bild, wie es Dante nicht hätte besser schildern können. Am Lagertor wartete ein Pferdewägelchen, dasselbe, mit dem auch Tag für Tag die "Produkte", der damalige Sammelbegriff der Russen für Lebensmittel, aus dem Magazin ins Lager gebracht wurden. Die Totengräber wuchteten, einer am Kopf, einer an den Füßen zupackend, die Leichen in den Wagenkasten, holten die nächste, vielleicht auch übernächste Planenladung heran, verluden auch sie, und dann zockelte das Pferdchen, vom Wächter angetrieben, zum Panzergraben. Die Totengräberbrigade trottete hinterher. An einer Beerdigung im Panzergraben habe ich selbst nicht teilgenommen. Aber wie man sich erzählte, ging es dabei nicht anders zu, als beim Transport der Leichen. Sie hätten die Toten einfach über den Wagenrand in den Graben abgekippt, hinterher mit etwas Erde zugebuddelt und damit basta. Ob man die Toten wenigstens registriert hat wie in den Lagern des Moskauer Gebietes - gerade in diesen Tagen, an denen ich meine Erinnerungen niederschreibe, hat man in den Geheimarchiven des KGB akkurat geführte Listen dieser Art gefunden, und mein Moskauer Schreibfreund Alexander Michalkow hat mir entsprechende Zeitungsausschnitte geschickt -, ob man die Toten also registriert hat, vermag ich nicht zu sagen. Auszuschließen ist es nicht. Aber Grabnummern mit genauen Angaben wird man im Donbas vergeblich suchen.

Auf dem Höhepunkt der Epidemie war die tägliche Sterblichkeitsrate so hoch, daß ich mir ausrechnete: Wenn das so weitergeht, hast du noch 33 Tage Zeit zu leben, falls du als letzter im Lager dran glauben mußt. Ich dachte jedoch nicht ans Sterben, vertraute vielmehr darauf, daß ich gegen den Typhus gefeit sei, weil er mich in Moskau doch schon einmal erwischte hatte. Ich erkrankte während der Phase des allgemeinen Abklingens dennoch plötzlich. Der Schreck traf mich bis ins Mark, als

ich während einer Rückkehr von der Arbeit im Schacht ungewöhnlich weiche Knie und später auch Schüttelfrost verspürte, die untrüglichen Anzeichen. Da ich die Quarantäne wie die Pest fürchtete, versuchte ich, die Gefahr zunächst einmal vor mir selbst herunterzuspielen. Doch in der folgenden Nacht gabs nichts mehr zu vertuschen. Meine Fieberfantasien ließen Fritz aufwachen, und Fritz tat seine Pflicht, mußte sie tun. Als ich zu mir kam, lag ich in der fast schon leeren Quarantänebaracke, solange man zwischen zwei eiligen Stuhlgängen eben liegen konnte. Die Blutspuren im Kot waren zwar dünn, aber beim besten Willen nicht zu übersehen. Nun, wenn ich die Seuche nicht überstanden hätte, könnte ich heute nicht darüber schreiben. Lydia und der Feldscher kümmerten sich rührend um ihren "Uhrmacher" und brachten ihn - wieder auf die Beine. Als ich eines guten Tages dem Feldscher sagte, ich hätte Hunger auf eine Salzgurke, meinte dieser: "Jetzt du werden gesund. Jetzt du müssen essen viel gute Butter und müssen trinken viel Milch!" Mein Bett Nachbar fuhr ihn grob an, woher ich armer Schlucker Butter und Milch kriegen solle. Der vielleicht gut gemeinte Raunzer war allerdings völlig unüberlegt und als Produkt vordergründigen Denkens und totaler Fremdsprachenunkenntnis ein glattes Mißverständnis. Woher sollte der Nachbar auch wissen, wie schwer es für einen des Deutschen nicht ganz Mächtigen ist, auch noch den Konjunktiv von müssen richtig zu treffen. Der von solch unverdienter Grobheit getroffene Feldscher hatte doch nichts anderes sagen wollen als: "Du müßtest jetzt viel gute Butter essen und Milch trinken!" Noch am selben Tage brachte er mir einen Klumpen in Zeitungspapier gewickeltes Sauerkraut, und ich habe es mit Heißhunger verschlungen. Nach vierzehn Tagen war ich wieder fit. Aber - ich brauchte nicht in den Schacht, obwohl ich durch den linden Verlauf der Krankheit längst nicht so sehr wie manch anderer geschwächt war.

Im Magazin

Ich habe nie erfahren, wem ich es zu verdanken hatte, jedenfalls wurde ich zur Arbeit im "Magazin", dem Lebensmittel- und Kleiderdepot des Lagers, beordert. Was das für mich bedeutete, läßt sich den freien Menschen unserer gegenwärtigen Wohlstandsgesellschaft wohl nur schwer erklären: Zum einen brauchte ich nicht mehr im Schichtwechsel untertage zu schufteln, sondern hatte eine geregelte Arbeitszeit zwischen acht Uhr morgens und 5 Uhr nachmittags. Zum anderen war ich von den elenden Märschen im Konvoi unter dem Gebrüll und der ständigen Gewehrschloßklickerei der Wächter zum Schacht und zurück befreit. Statt dessen ließ man mich den Weg vom Lager zu dem etwa eine viertel Stunde außerhalb liegenden Magazin frei gehen. Zum dritten hatte ich fortan keinen Hunger mehr. Ich konnte von den im Magazin gelagerten Lebensmitteln essen, soviel ich wollte. Nur heraus schleppen sollte ich nichts. Das mußte ich dem Verwalter des Depots auf Ehre und Gewissen zusagen. Ob die beiden Verwalter, mit denen ich es nacheinander zu tun hatte, sich selbst an die mir abverlangte Regelung hielten, bezweifle ich aufgrund mancher Beobachtungen. Schon nach einigen Monaten wurde der erste der beiden abgelöst. Er verschwand auf Nimmerwiedersehen, weil, wie es hieß, Gulkin ihn mit Hilfe seiner Schnüffler unter dem Wachpersonal beim Verschieben von Waren ertappt hatte. Ich war gut mit dem Mann zurecht gekommen; trotz intensiven Nachdenkens fällt mir sein Name nicht mehr genau ein. Mit aller Wahrscheinlichkeit hieß er Pastuchow und mit Vornamen Alexander; denn die Russen nannten ihn Sascha. Er war sicher ein guter Mann und handelte stets nach der Devise: leben und leben lassen. Nie briet er sich über der Kohlenglut des eisernen Kontoröfchens einen Salzhering am Spieß, ohne auch mich aufzufordern, dasselbe zu tun. Wenn er einen Sack Trockengebäck aufriß, um sich eine Handvoll daraus zu holen und in den Mund zu

schieben, gab er auch mir einen Wink, mich zu bedienen. Überraschte er mich, wenn ich - ausgehungert, wie ich anfangs war - einen Blechlöffel Eipulver oder aus den Vereinigten Staaten geliefertes Butterschmalz naschte, gab er mir durch sein Grinsen zu verstehen, daß seinem wachsamen Auge nichts entgehen könne. Aber er tadelte mich nie. Übrigens war mein Heißhunger nach kurzer Zeit gestillt, und in dem Maße, in dem mein Hungergefühl schwand, verging auch der Drang, unnötig zu stehlen bzw. Mundraub zu begehen.

Der Nachfolger des wahrscheinlich nach Sibirien geschickten Pastuchow war der etwas sanguinisch veranlagte Sergeant Tscherbakow. Er mißtraute mir anfangs sehr, weil er sicher annahm, ich hätte im Zusammenhang mit der Verhaftung seines Vorgängers keine reine Weste. Ich hatte mir jedoch nicht das Geringste vorzuwerfen und versuchte, meine Arbeit zur Zufriedenheit Tscherbakows zu verrichten. Unter den Depotbeständen kannte ich mich inzwischen besser als der Neuling aus. Da ich zudem recht gut bei Leibeskräften war, fiel es mir nicht schwer, Zentnersäcke von Mehl, Zucker oder Graupen zu wuchten, Sauerkrautfässer zu rollen und hochkant zu kippen, überhaupt Ordnung und Übersicht im Laden zu halten. Was wohl noch wichtiger war, es fiel mir - weil ich nunmehr nicht nur einigermaßen russisch sprechen und verstehen, sondern auch lesen und schreiben konnte, vor allem aber gelernt hatte, mit den Kugeln der russischen Rechenmaschine genauso schnell wie die Russen selbst zu klappern - noch viel weniger schwer, die primitive Buchführung des Magazins zu erledigen. So kam ich nach und nach auch mit Tscherbakow zurecht, obwohl ich nie das Gefühl loswurde, daß er mir mißtraute und sich bei seinen zweifellos auch nicht seltenen dunklen MACHENSCHAFTEN eifrig darum bemühte, sie vor mir zu verheimlichen. Schiebung und Korruption kennzeichneten das Miteinander der Menschen im sowjetischen Alltag, und "Überleben ist alles" war die Devise für jedermann. Ich habe den ganzen Winter 1945/46 hindurch im Magazin gearbeitet. Morgens holte mich meist der Verwalter ab, nachmittags ging ich ohne Wächter ins Lager zurück. Ich meldete mich lediglich in der Pförtnerbude, wo der Wachhabende hinter "Jushka" ein Kreuz machte. Als "Jushka der Uhrmacher" war ich bei den Russen in Bokowo-Anthrazit gut bekannt, unter meinem Familiennamen kaum oder überhaupt nicht. Außerdem konnten sie ihn nur mit Mühe sprechen, und dann kam auch nur "Chendrixa" dabei heraus. Sie hatten gehört, wie meine deutschen Mitgefangenen mich Jupp nannten. "Jupp" aber erinnerte sie zu sehr an einen ähnlichen klingenden Bestandteil ihrer obszönen Mutterflüche. So wollten sie mich also keinesfalls titulieren. Als ich ihnen erklärte, daß Jupp eine beliebte Kurzform von Josef sei, war ihnen geholfen. Sie riefen mich fortan mit dem entsprechenden russischen Kosenamen Jushka. Nach der abendlichen Rückkehr aus dem Magazin ging selbstverständlich die Arbeit in der Uhrmacherwerkstatt weiter, und, wie gesagt, auch dort gab es nicht wenig zu tun. Aber es lief mir alles schneller von den Händen, weil meine Finger bald nicht mehr rissig von der Plackerei im ewig nassen Schacht, nicht mehr zerschnitten von den scharfen Kohlenbrocken waren. Und so schaffte ich mein Pensum gut.

Ich führte also während meiner Magazinzeit das Leben eines Halbfreien, das mir unter den schon erwähnten Vorteilen auch den bot, etwas mehr Wert auf die Pflege meiner äußeren Erscheinung zu legen; denn sie und mein Auftreten insgesamt waren eine wichtige Voraussetzung für den Umgang mit den Russen. Kleider machen Leute! Ich fand schnell heraus, daß die Russen Anbiederei und devotes Gehabe verabscheuen. Ich fand heraus, daß Jammergestalten sie reizten, zu Grobheiten verleiteten, daß aber selbstbewußtes, bestimmtes Entgegenreten in der Regel Respekt fand. Das war mir eine Lehre. Aber ich lernte im Umgang mit den Russen auch noch etwas anderes, was mir da-

mals zwar die Gunst der einen oder anderen verschaffte, dessen ich mich jedoch in Nachhinein schäme: Je nachdem, wen ich vor mir hatte, paßte ich mich den demoralisierten, verrohten Sitten und Verhaltensweisen des nachrevolutionären sowjetischen Proletariates an, mischte deftige Mutterflüche in meine russischen Sätze, spuckte in wenigstens jedem dritten einmal kräftig aus und bediente mich bei Gesprächen oder Erzählungen der damals gängigen zotigen Gesten. Das alles brachte mir zweifellos ein gewisses Wohlwollen dieser untersten Kategorie meiner Gesprächspartner ein, und zweifellos tat man derzeit vieles, was dem Überleben diente. Dennoch kann ich es mir nicht zum Ruhme anrechnen.

Was in erster Linie 30 Jahre Bolschewismus, in zweiter ein grenzenlos grausamer Krieg aus Menschen machen kann, habe ich als Halbfreier in meiner Magazinzeit in vielfältigsten Begebenheiten erleben können. Zwei Beispiele mögen hier für alle stehen: Einmal fiel mir eine Frau mit einem Handschlitten auf, den sie an einer verdreckten Kordel hinter sich her zog. Sie war eine grau verummte Gestalt, den Fetzen von Kopftuch trug sie in der typisch russischen Art um Stirn und Hals geschlungen. Insoweit war sie keineswegs eine auffällende Erscheinung; denn die Grundfarbe aller Kleidung der einfachen, arbeitenden sowjetischen Bevölkerung war Grau, und ihre Grundqualität waren grobe Watteanzüge und derbe Stiefel. Was mich näher hinsehen ließ, war etwas anderes: Auf dem Schlitten lag ein Pappkarton und in dem Karton die bis zum Kinn mit Sacktuch bedeckte Leiche eines Kindes. Das wachsbleiche Gesichtchen starrte mit gebrochenen Augen in den Winterhimmel. Der Frau mit dem Schlitten folgte ein vielleicht zehnjähriger Junge auf Schlittschuhen, die er mit Kabeldraht unter die viel zu großen fleckigen Filzstiefel gebunden hatte. Er trug den Spaten für das schier unglaubliche und bar aller menschlichen Anteilnahme bleibende Begräbnis. Ein anderes Mal machte ich zufälligerweise eine noch schlimmere Beobachtung menschlicher Heruntergekommenheit. Ich stand am Fenster des Kontors und sah eine schweinehütende Alte im zottigen Schafspelz vorbeitrotten. Ob sie sich nun unbeobachtet fühlte - es standen noch mehrere bewohnte Häuser in der Umgebung des Magazins - oder nicht, tut nichts zur Sache. Jedenfalls blieb sie plötzlich stehen, machte ohne jeden sonstigen Umstand die Beine breit und verrichtete im Stehen ihre große und kleine Notdurft mitten auf der Straße hinter den grunzenden und im Dreck schnüffelnden Schweinen. Das ganze vollzog sich in animalischer Schamlosigkeit, und danach watschelte die Alte, wieder ohne jeden weiteren Umstand, ihren Säuen nach. Niemals vorher und nachher habe ich in meinem Leben ähnliches erlebt. Beide Ereignisse aber sind für mich Symbole tiefster Entwürdigung des Menschen unter einem gottlosen, menschenverachtenden Herrschaftssystem.

Aber dieses System hat, Gott sei es gedankt, beileibe nicht alles an Menschlichkeit in den sowjetischen Völkern ausrotten können. An deren tief im Boden christlich-abendländischer oder auch islamisch-orientaler Kultur verankerten Wurzeln ist es weder in Rußland, noch in der Ukraine, noch in den Kaukasus- und asiatischen Ländern je herangekommen. Nie habe ich gesäumt, über meine Erfahrungen in diesem Zusammenhang zu berichten, selbst wenn andere Heimkehrer aufgrund anderer, vorwiegend negativer Erlebnisse mich deshalb scheel ansahen. Auch hier will ich mich auf die Erwähnung von nur zwei Beispielen beschränken; der Leser hat ja längst gemerkt, daß ich mich bisher immer darum bemüht habe, Zeugnisse der Menschlichkeit von Leuten, die uns Gefangenen als Freie und Sieger begegneten, nicht zu verschweigen. In der Karwoche 1946 stellte die Lagerverwaltung eine Arbeitsbrigade für etwa acht Tage zum Kartoffelpflanzen in einem benachbarten Kolchos ab. Einen Teil des Pflanzgutes lieferte das Lagermagazin. Damit es ordnungsgemäß unter die

Erde kam, begleitete der Verwalter Tscherbakow die Brigade, und mich nahm er als seinen Gehilfen mit. Ich will hier weniger darauf eingehen, wieviele Kartoffeln, roh oder heimlich gekocht, trotz Tscherbakows Aufsicht in den Mägen der hungrigen Pflanzler verschwanden, will auch nur am Rande erwähnen, mit wieviel Pfuscher sie dem Zwang der Normerfüllung auszuweichen versuchten. Das alles ist nebensächlich. Wichtiger war etwas anderes: Tscherbakow hatte uns in einem freien Speicherraum des Kolchos untergebracht. Unsere arbeitsfreien Stunden verschliefen wir zum großen Teil auf einem dürftigen Strohlager. Wer nicht gerade schlief, schlich auf der Suche nach etwas Brauch- oder Eßbarem um die Wirtschaftsgebäude herum, und dabei passierte es nicht selten, daß die Dorfbevölkerung aus Mitleid dem einen oder anderen in unbeobachteten Augenblicken ein Stück Brot, eine Salzgurke, eine welke rote Bete oder eine Handvoll Sonnenblumenkerne zusteckte. Tscherbakow übersah das geflissentlich, obwohl er nach seiner Order nähere Kontakte der Gefangenen mit den Dorfleuten zu verhindern hatte. Er übersah es auch, daß am Ostertage, den wir - wie übrigens auch die Dorfleute - bei der Feldarbeit verbrachten, nach Feierabend zwei Frauen in einem Korb jedem von uns ein Osterbrot brachten, aus weißem Mehl gebacken. Sie überreichten es uns feierlich mit dem Gruß: "Christus ist auferstanden!" Sogar Tscherbakow nahm sein Brot und dankte mit den gleichen Worten. Auch der Ostermontag brachte für einige von uns eine außerordentliche Überraschung, darunter auch für mich. Aus dem Lager hatten sie uns einen Boten mit der Post aus Deutschland nachgeschickt. Ich erhielt an diesem Tage nach dreieinhalbjährigem völligem Abgeschnittensein von zu Hause die erste Postkarte meines Vaters, auf der er in fünfundzwanzig Wörtern - das war das Limit - mitteilte, daß unsere ganze Familie lebe und den Krieg "ohne nachhaltigen Schaden" - diese Worte haben sich mir tief eingepägt - überstanden habe. Wir selbst hatten über das Rote Kreuz und den Roten Halbmond im Winter 1945/46 zum ersten Male nach Hause schreiben dürfen.

Das zweite, ebenfalls unvergeßliche Erlebnis hatte ich wohl ein gutes Jahr später, im Herbst 1947, als ich längst wieder im Schacht arbeitete, aber für zirka zwei Wochen zu einer Arbeit übertage abkommandiert war. Der Schacht hatte nämlich einen Gleisanschluß sowie auch einen Kohlenbunker und eine Pumpstation zur Versorgung der Lokomotiven mit Heizmaterial und Wasser. In der regenarmen Steppe aber ist das Wasser knapp. Man speicherte es in kleineren Bassins, die sich während der seltenen Regengüsse zwar schnell füllten, aber den Nachteil hatten, mindestens alle drei bis vier Jahre vollständig zu verschlammen. Das lag an der Heftigkeit der auftretenden Schauer und ihrer stark erodierenden Wirkung auf das vom Herbst bis zum Frühling völlig vom Schutz der Pflanzendecke entblößte Ackerland. So war es also unsere Aufgabe, den Lokomotivenwasserteich unseres Schachtes zu entschlammen. Wir stachen das butterweiche Zeug mit unförmigen Blechspaten scheibenweise ab, warfen es in eine Kipplore, die wir ein Stück weiter außerhalb wieder entluden, was sich wohl leichter anhört, als es zu bewerkstelligen war; denn das zähe, klebrige Zeug löste sich schlecht vom Spaten und ließ sich kaum auskippen. Man mußte es regelrecht aus der Lore herauskratzen. Kurz und gut, unsere Arbeit war nicht die leichteste, und das war der Grund dafür, daß man nicht schachtuntauglich Schwache, sondern nur schwer entbehrliche, aber einigermaßen kräftige Bergleute für sie abstellte. Trotz allem - wir erfreuten uns am Tagwerk unter freiem Himmel, inmitten erntereifer Tomaten-, Mais- und Gurkenfelder, deren Ränder vor unserm Mundraub freilich nicht sicher waren. Unser ukrainischer Wachtposten, ein kleiner, unbekümmerter und mit einem guten Schuß Vertrauensseligkeit bedachter Mann, der auf den biedereren Namen Kapustin hörte, ließ

uns gewähren. Schon am zweiten Tage brachte er für seinen eigenen Ernteanteil ein Säcklein mit, das mit den fremden Früchten zu füllen er jeweils einen von uns Gefangenen losschickte. Während wir unserer Arbeit nachgingen, wurde es ihm bisweilen langweilig, und dann passierte es auch schon einmal, daß ihm sein Kopf schwerer und schwerer wurde, während er dösend am Teichrand hockte, und schließlich nur noch gesundes Schnarchen von seiner Existenz kündete. Die "Wintowka", wie er seinen Karabiner zu nennen pflegte, lag friedlich neben ihm im Gras, eine Situation, die sich John Wayne nicht hätte entgehen lassen. Wären wir in westlicher Gefangenschaft gewesen, hätten wir wahrscheinlich nicht gezögert, einen Fluchtversuch zu wagen. Aber wir waren weder Helden noch Feiglinge. Bei der völligen Aussichtslosigkeit einer Flucht in der Sowjetunion dachten wir zu diesem Zeitpunkt nicht einmal im Traum daran.

Doch ich wollte ja etwas anderes erzählen: Gleich oberhalb des Teiches stand das Häuschen des Bahnwärters, dem - soweit wir das beobachten konnten - der gesamte Rangierbetrieb der Zechenanlage unterstand. Es war wirklich nur ein Häuschen, und, wie man so sagt: klein, aber fein. Alles war blitzblank rundherum und der vielleicht einen halben Morgen große Garten sorgfältig gepflegt. Meist arbeitete eine ältere Frau darin, manchmal jäteten und hackten die beiden Alten auch miteinander. Sie zogen Kartoffeln, Tomaten, ein paar Sonnenblumen und Gemüse für den täglichen Bedarf und als Vorrat für den Winter. Im hintersten Winkel wuchsen auch einige Dutzend fetter Zuckerrüben, die mich an das schöne russische Märchen erinnerten: Mütterchen zieht Väterchen, Väterchen zieht Rübchen...., den einen oder anderen von uns aber auch an seinen leeren, nimmersatten Magen. Unser sonst so toleranter Wächter schüttelte entschieden den Kopf, wenn er bemerkte, daß jemand lüsterne Blicke auf die verlockenden Paradiesesfrüchte warf, und wir taten ihm den Gefallen, sie nicht anzutasten; die Gunst dieses einmaligen Gemütsmenschen wollten wir uns nicht verscherzen. Aber dann geschah etwas völlig Unerwartetes. Der Bahnwärter kam während der Mittagspause zu uns heraus, wechselte ein paar leise Worte mit dem Soldaten, und der hieß uns aufzustehen und dem Alten zu seiner Hütte zu folgen. Wir traten in unseren schmierigen Lumpen nicht ohne eine gewisse Befangenheit in die saubere Wohnstube, und Kapustin schlug einige Kreuzzeichen vor den Ikonen des Herrgottswinkels, den die Alten liebevoll mit Faltschnittgirlanden aus Zeitungspapier geschmückt hatten. Die beiden aber hatten für jeden von uns, einschließlich Kapustins, einen Blechteller mit frischgekochtem Sirup auf den Tisch gestellt. Sie baten uns zuzulangen. Wir ließen es uns nicht zweimal sagen, tauchten unsere Zeigefinger hinein und leckten sie ab, solange, bis die Teller wie frisch gespült aussahen. Ich habe vergessen, zu wievielen wir damals waren, acht bis zehn Mann waren wir bestimmt, und ein gutes Pfund Sirup hatte jeder auf seinem Teller. Mindestens vier Kilo also verschenkten die Alten, wahrscheinlich mehr als die Hälfte des Ertrages ihres kleinen Rübenbeetes. Brot dazu könnten sie uns leider keines geben, sagte die Bahnwärterin, sie bekämen selber kaum welches. Als ich ihnen in unserer aller Namen gedankt hatte, meinte die Frau, das hätten sie doch gern getan, vielleicht hätte es auch in Deutschland mitleidige Menschen mit einem Herz für russische Gefangene gegeben. Damals habe ich an meine Eltern gedacht.

In Gulkins Fängen

Im Winter 1946/47 bekam ich es mit Gulkin zu tun. Ich war zu der Zeit gesund und kräftig, weil ich mit den Verdiensten der Uhrmacherei meinem Körper immer etwas Nahrhaftes zuschießen konnte. Viele Angehörige des sowjetischen Lagerpersonals kannten mich und begegneten mir wegen

meiner Russischkenntnisse fast wie ihresgleichen. Damals dolmetschte ich gelegentlich sogar über Französisch zwischen Russen und gefangenen Rumänen, von denen die höheren Chargen in der Regel des Französischen, nicht aber des Russischen mächtig waren. Ich kannte also auch hier allerhand Leute. Kurz und gut, Gulkin beabsichtigte, mich vor seinen geheimdienstlichen Karren zu spannen, die Mitgefangenen auf ihre faschistische Vergangenheit hin auszuhorchen und ihm darüber zu berichten. Er bearbeitete mich mit Verlockungen, Drohungen und handfesten Druckmitteln, mal erinnerte er mich an die eigene Schuld dem sowjetischen Volk gegenüber, das mich, den Aggressor, nun schon seit vier Jahren ernähre, obwohl es selbst Hunger leide. Zu völlig unvorhersehbaren, unterschiedlichen Zeiten ließ er mich kommen, mal unmittelbar nach der Rückkehr aus dem Schacht, mal mitten aus dem tiefsten Nachtschlaf heraus. So scheinbar menschenfreundlich er sich heute gab, so Gift und Galle spuckend konnte er mich morgen anfahren. Er spielte also alle Tasten der Klaviatur seines Zermübnungsinstrumentes. Leider machte ich damals den Fehler, ihm nicht schon bei der ersten Begegnung klar und deutlich meine Mitarbeit zu verweigern. Ohne Zweifel hätte das Konsequenzen für mich gehabt: Essensentzug, Inhaftierung aufgrund irgendwelcher angedichteter Vergehen - ein Leichtes für einen sowjetischen Kommissar, dessen einzige Moral darin bestand, sich vom "revolutionären Empfinden" leiten zu lassen -, Verbot der erträglichen Arbeit in der Uhrmacherei oder beliebige andere Repressalien, die zur Vernichtung mißliebiger "faschistischer Klassenfeinde" damals in den Lagern gang und gäbe waren. Ich aber war jung, wollte leben, nachdem ich schon fast vier Jahre mit verbissener Energie um mein Leben gekämpft hatte, und das zu einer Zeit, in der ich mir selbst zuweilen den Kopf zerbrach, ob es nicht wirklich die Pflicht eines ehrlichen deutschen Soldaten sei, die Kriegsverbrechen der Nazis aufdecken zu helfen. So beschloß ich nach vielen schlaflos durchgrübelten Nachtstunden, dem Listigen mit List zu begegnen, ihn hinzuhalten mit nichtssagenden Vertröstungen, mit Ausflüchten und nie erfüllten Versprechungen. Jedesmal, wenn Gulkin mich nach endlos erscheinenden Minuten entließ, atmete ich auf, für heute wieder einigermaßen davongekommen zu sein, jedesmal, wenn er mich neu rief, schien mir das Blut einen Augenblick in den Adern zu gerinnen. Das Jahr 1947 wurde so das dunkelste Jahr meines Lebens. Ob es richtig war oder falsch, wie ich mich damals verhielt, ich weiß es bis heute nicht. Lange habe ich die Erinnerung an diese schlimme demütigende Episode zu unterdrücken versucht, nie habe ich darüber erzählt; wer könnte das auch verstehen? Niemand, der nicht selbst in der Hölle war, kann über das Verhalten derer urteilen, die mit dem Teufel zu tun hatten. Mein Richter ist Gott. Ich bin in seiner Hand.

Um vielleicht ein wenig Verständnis für den seelischen Zustand eines kriegsgefangenen, sechsundzwanzig Jahre jungen Deutschen im Winter 1946/47 zu wecken, will ich versuchen, vor dem Hintergrund meiner Erfahrungen einige Schlaglichter auf die Beweggründe meines Verhaltens zu setzen. Nach aktiver Teilnahme am Frankreichfeldzug, gut einjährigem Besatzungsdienst im Westen, einem ersten Einsatz im Winter 1941/42 an der Ostfront, einer schweren Verwundung und erneutem Einsatz in Rußland, fiel ich zu einem Zeitpunkt in Gefangenschaft, der durch die völlige Vernichtung der VI. Deutschen Armee in Stalingrad genügend gekennzeichnet ist. Daß Stalingrad die Wende des Kriegsglückes bedeutete, wußten damals sicher auch manche einsichtige Deutsche. Wir jungen, sieggewohnten Soldaten wußten es noch nicht, und wenn wir es im Schock der ersten verheerenden Niederlage vielleicht ahnten, dann wollten wir es nicht wahrhaben und redeten es uns aus. Es war doch immer nur von Sieg die Rede. "Sieg Heil!" schrien die Leute nach jeder Führerrede. "Frei-

heit das Ziel, Sieg das Panier!" klang es Tag für Tag aus den Lautsprechern. "Räder müssen rollen für den Sieg!" stand auf Spruchbändern an jeder Bahnhofsfassade, und schließlich bestätigte der Kriegsverlauf unsere Siegesgewißheit. Hatten wir nicht in Polen gesiegt, in Frankreich, in Norwegen, auf dem Balkan, in Afrika? In Rußland standen wir vor Leningrad, vor Moskau, an der Wolga und im Kaukasus. Wir vertrauten dem "größten Feldherrn aller Zeiten" und sangen: "Führer befiehl, wir folgen dir!" Das Kürzel "Gröfaz" (größter Feldherr aller Zeiten) war damals wohl noch nicht geboren, jedenfalls kam es uns nicht in den Sinn.

Der Glanz meiner eigenen Siegeszuversicht hatte allerdings bereits im Winter 1941/42 einen schweren Kratzer abbekommen. Es handelte sich weniger um meine Verwundung, die mich zehn Monate in verschiedene Lazarette und Krankenhäuser warf, als vielmehr um den sogenannten Kommissareralß des Führers, nach dem die politischen Betreuungsoffiziere der Roten Armee, die Politruks, sofort nach der Gefangennahme zu erschießen waren. Da die deutsche Armeeführung davon ausging, daß dieser Erlaß auch der Gegenseite bekannt geworden war und die Politruks es deshalb wahrscheinlich vermieden, in Uniform den Weg in die eventuelle Gefangenschaft anzutreten, ließ man kurzerhand alle männlichen Zivilisten bei der Einnahme eines Ortes an die Wand stellen. Es könne sich ja um getarnte Kommissare handeln. In diesem Zusammenhang befahl mir wenige Tage vor meiner Verwundung mein Hauptmann, zwei ältere Russen, die uns beim Einrücken in einen Weiler mit erhobenen Händen entgegenkamen, zu erschießen. Ich sagte ihm, das könne ich nicht tun, obwohl ich mir in diesem Augenblick der Tragweite dieser eindeutigen Befehlsverweigerung sicher nicht bewußt geworden war. Hauptmann Jaspert sah mich lange Zeit mit einem mehr besorgten als strengen Blick an, zumal es mehrere Zeugen meiner Weigerung gab. Die Situation klärte sich für mich allerdings sehr schnell, als ein junger Gefreiter, dessen Namen keine Rolle mehr spielt, sich geradezu aufdrängte, die völlig rechtswidrige Exekution Unschuldiger durchzuführen. Meinen Hauptmann hatte ich damals in eine offensichtliche Gewissenskrise gebracht. Als Offizier war er gehalten, Befehlsverweigerungen nach oben zu melden. Als am Abend die Gefechte abflauten, bezogen wir in einem unzerstörten Bauernhaus Quartier. Ich beobachtete dort meinen Chef, wie er lange Zeit, grübelnd den Kopf in die Hände gestützt, am Tisch saß. Als er merkte, daß ich ihn ansah, fragte er etwas unwirsch: "Was mache ich nur mit Ihnen?" Der mutige, aufrechte Mann hat nichts mit mir gemacht. Zwei Tage später ist er bei der Einnahme eines anderen Dorfes gefallen, und ich wurde - wiederum einige Tage danach - verwundet. Wie gesagt, diese Begebenheit gab mir jungem Burschen sehr zu denken. Ich habe sie während eines Genesungsurlaubes im Spätherbst 1942 nur meiner Mutter erzählt, meinem patriotischen Vater wollte ich es ersparen, einen Sohn, der Befehle verweigert, zu ertragen. Wahrscheinlich hätte auch er mich verstanden. Mutter hat nur gesagt: "Was machen die nur mit euch jungen Menschen?" und mich umarmt. Zum ersten Male hatte ich das Gefühl, daß man uns Soldaten von oben belog und der vermeintlich gerechte Krieg auch mit unlauteren Mitteln geführt wurde.

Dieses Gefühl verstärkte sich durch Erinnerungen an erste Kontakte mit russischen Zivilisten, die in ihrer Haltung keineswegs dem Bilde entsprachen, das wir uns aufgrund der Nazi-propaganda von ihnen gemacht hatten. Sie hatten weder die verblödeten mongoloiden Visagen, die wir aus dem "Stürmer" oder der "Berliner Illustrierten" kannten, noch liefen sie in zottigen Steinzeitfellen herum. Sie waren Menschen wie du und ich. Ihre Holzhäuser waren zwar kleiner als deutsche Bauernhäuser, aber sauber. Jedenfalls war das einer der stärksten Eindrücke, die ich während eines längeren

Aufenthaltes unseres Transportzuges auf dem Wege an die Front in dem Städtchen Baranowitschi gewann. Ich weiß nicht mehr, was ich dort zu suchen hatte; ich ging in ein Haus am Bahndamm und trat durch den Windfang in ein geräumiges, helles Zimmer. Seine Wände wirkten frisch gekälkt. Mein Blick fiel zuerst auf die Ikonen des Herrgottswinkels, dann auf ein paar einfache Wandbilder, wohl billige Öldrucke, wie sie auch bei uns zu Hause hingen. Der Fußboden war gescheuert, die schlichten Möbel waren gepflegt, und auf dem eisernen, jugendstilverzierten Bett lag eine blumenbestickte Decke. Es roch ein wenig nach Rahm und Sauerkraut, nicht anders, als es auch in unserer Küche zu Hause an Werktagen roch.

Ich erinnere mich auch noch heute an eine andere Begebenheit im selben Baranowitschi. Es gab dort einen einfachen holzbalkengefaßten Brunnen, aus dem die umwohnenden Leute mit Eimern ihr Trinkwasser schöpften. Am Joch über die Schulter gehängt, trugen sie die Eimer nach Hause. Auch die durchfahrenden Truppenzüge versorgten sich hier mit Frischwasser für die Feldküchen, und in diesem Zusammenhang wurde ich Zeuge, wie ein deutscher Soldat einem Russenjungen den Eimer entreißen wollte. Der Junge wehrte sich, der Soldat schlug ihn. Weil ich damals Unteroffizier war, konnte ich den nichtchargierten Mann zur Rede stellen. Ich tat das auch. Der Junge nutzte die Gelegenheit, mit dem Eimer schnellstens das Weite zu suchen. Auch dieses sicher nicht weltbewegende Ereignis erschütterte meine bisher korrekte Vorstellung vom sogenannten deutschen Sendungsbewußtsein. Ich hielt es übrigens in meinem Tagebuch fest, das ich noch bei der Gefangennahme bei mir trug. Der verhörende Offizier stutzte, als er die Episode las: "Sie haben einem russischen Kind zu seinem Eigentum verholffen? Dann sind sie ein schlechter Faschist." Ich bin davon überzeugt, das diese und ein paar ähnliche Eintragungen mit ein Grund für die außerordentlich faire Behandlung war, die ich in den ersten Wochen meiner Gefangenschaft erfuhr.

Wenige Wochen nach der Rückkehr an die Front geriet ich also im Kampf mit einem sowjetischen Stoßtrupp bei Shidra in Gefangenschaft, einem Städtchen, das nördlich von Brjansk gelegen, durch Anton Tschechows berühmte Erzählung „Die Dame mit dem Hündchen“ Einlaß in die Weltliteratur fand. Meine ersten Erlebnisse und Eindrücke sind dem Leser bekannt. Wichtig für die Entwicklung meiner seelischen Verfassung aber waren auch hier zahlreiche Begegnungen mit den sowjetischen Menschen. Sie entsprachen überhaupt nicht dem Feindbild, das Josef Goebbels in seiner diabolischen Meisterhaftigkeit in unsere jungen Herzen hineingeredet hatte. So entpuppte sich zum Beispiel der Posten, der mich als Einzelgefangenen in meiner Erdhütte, einem leeren Kartoffel- oder Rübenbunker, zu bewachen hatte, als ein Naturtalent der Fremdsprachendidaktik. Unter seiner Anleitung lernte ich in wenigen Tagen mehr Russisch, als ich während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes an der Front gelernt hatte. Ich habe mich seiner Künste entsonnen, als ich zehn Jahre später in Dortmund-Eving als junger Lehrer vor einer Klasse polnischer und ukrainischer Kinder stand und ihnen Deutsch beibringen mußte. Und siehe da, sie bewährten sich auch bei den kleinen Anteks und Halinas und Franjuks. Mein Wächter wunderte sich, daß mir der Hirsebrei, die hammelfette Kohlsuppe und der Kanten Schwarzbrot, die gängige sowjetische Truppenverpflegung also, nicht so recht schmeckten, und genierte sich überhaupt nicht, das, was ich übrig ließ, mit Behagen zu verspeisen. "Du solltest besser essen," meinte er, "denn du wirst noch viel Hunger haben!" Wie recht der Mann nur hatte.

Ein anderer Wächter brachte mich von der Front in ein Moskauer Lager. Bis Suchinitschi saßen wir beiden in Eiseskälte auf der Ladefläche eines offenen Lastwagens. Der Reservereifen des Wagens war unser unbequemer Sitz. Wir froren wie die Schneider. Von Suchinitschi bis Moskau aber fuhren wir recht komfortabel im überheizten Abteil eines planmäßigen D-Zuges. Als einziger "Fritz" im Zuge, bildete ich wohl so etwas wie eine willkommene Attraktion. Jedenfalls hatten wir beiden während der gesamten Fahrzeit neugierige Gäste in unserm Abteil, Leute, die - wohl auch um ihre Deutschkenntnisse an mir zu erproben - kamen, nach diesem und jenem fragten, wie es einem Faschisten in der sowjetischen Staatsbahn so gehe, wie alt ich sei, ob ich Frau und Kinder habe oder doch wenigstens ein Liebchen, was ich von Beruf sei. Ach so, ein Student, dem der Krieg das Studium vermasselt habe. Na, jedenfalls sei für mich - im Gegensatz zu ihnen - dieser Krieg nun aus, und wenn alles vorbei wäre, dann führe ich wieder nach Hause. Ich tat den Leuten also in einem gewissen Grade leid, und sie wollten mich trösten. An eine stark geschminkte Offizierin erinnere ich mich gut, die wissen wollte, ob meine Mutter noch lebe, an einen Major, der mir in deutscher Sprache erzählte, er sei als Jude aus Köln in die Sowjetunion emigriert, und mir etwas Weißbrot anbot. Ich solle es mir schmecken lassen. Meine Zurückhaltung suchte er mit dem mir schon bekannten Hinweis zu überspielen, hungern könne ich immer noch genug. Damals fragte ich mich wohl zum ersten Male ernsthaft nach dem Sinn des Krieges. Warum schießen Menschen aufeinander, die sich gar nicht kennen, einander gar nichts getan haben und genau so gut Freunde sein könnten, statt sich gegenseitig umzubringen? Wer hetzt sie aufeinander los? Übrigens entdeckte ich viele Jahre später bei der Lektüre des Romans "Doktor Schiwago" von Boris Pasternak, daß der Held des Werkes, Jury Schiwago, im Sommer 1917 exakt dieselbe Strecke von Suchinitschi bis Moskau mit dem tauben Anarchisten Pogorewtschik zusammen im Schnellzug zurücklegte.

Und dann kam Moskau. Am Kursker Bahnhof stiegen wir aus. Mit einem Vorortzug oder der Metro - ich weiß es nicht mehr so genau - fuhren wir weiter nach Krasnogorsk. Aber der Weg zwischen hier und dort führte über Bahnsteige, durch Wartesäle, über belebte Straßen. Ein Stück fuhren wir sogar mit dem Trolley-Bus. Das letztere Vehikel habe ich deshalb nicht vergessen, weil die Kontaktröllchen der Verbindungsstange zur Oberleitung alle paar hundert Meter aus den Führungen sprangen und der Bus solange, bis die derb schimpfende Schaffnerin die Stange mit einem Seilzug wieder eingependelt hatte, stehenblieb. Mich störte das wenig. Ich riß die Augen auf und sah mich um; denn das quirlige Leben, das ringsum pulsierte, war durchaus moderner Großstadtbetrieb, wie ich ihn auch aus anderen, deutschen und europäischen, Großstädten kannte. Was mir ganz besonders auffiel, waren die solide, bis zu einem gewissen Grade durchaus gefällige Kleidung der Menschen und die Gesichter, die aus den gut geschnittenen Pelz- und Wollmänteln herauschauten. Ich sah mich betrogen. Ich hätte mich aber selbst auch an den Kopf fassen können; hatte ich doch Dostojewski gelesen, Puschkin, Tolstoi und Tschekow. Mein Vater hatte deren Romane und Gedichte als Mitglied der Bonner Buchgemeinde schon vor der Nazizeit bezogen und verschlungen, sie während derselben im Bücherfach unseres Wohnzimmerschranks weit nach hinten geschoben. Vielleicht hatte ich sie gerade deshalb hervorgeholt und gelesen. Ich hatte also zumindest ein Stückchen großer russischer Kultur gekannt, sie - mir Dummkopf - von den Nazis nur wieder ausreden lassen. Nun aber begann das ganze Kartenhaus des von der Hitlerpropaganda gezeichneten Feindbildes im mir zusammenzubrechen.

Der Begleitposten lieferte mich im Lager 27 Krasnogorsk ab. Nach den Übernahmeformalitäten brachte mich der wachhabende Offizier in eine der oberen Baracken des Lagers, das an einem zum See oder Fluß hin leicht abfallenden Hange lag. Hier erwartete mich eine der größten Enttäuschungen meines Lebens. Auf nichts hatte ich mich nach meinem etwa sechswöchigen Aufenthalt unter der Obhut sowjetischer Soldaten in Erdbunkern und provisorischen Gefängnissen mehr gefreut, als auf die Begegnung mit Landsleuten. Der begleitende Offizier, an dessen Armeepistole in einer großen Schlaufe die in diesen Kreisen damals offenbar sehr beliebte deutsche Gewehreinigungskette baumelte - manche Eindrücke vergißt man eigenartigerweise nie -, hatte mich an der Barackentür alleingelassen. Ich trat ein. Der widerliche Gestank der im Windfang abgestellten Pißtonne schlug mir entgegen und, als ich die nächste Tür öffnete, der Mief der Ausdünstung Hunderter von verkommenen Menschenleibern, von Fußlappen und anderen an zwei unförmigen, im Mittelgang befindlichen Lehmöfen zum Trocknen aufgehängten Lumpen. Aber die sah ich erst nach ein paar langen Sekunden erschrockenen Verweilens, während derer sich meine Augen an das von drei, vier blakenden Ölfunseln kümmerlich aufgehellte Dunkel der fensterlosen Höhle gewöhnte. Und langsam sah ich dann noch mehr an schemenhaft aus dem Dunkel sich Abhebendem: zu den Seiten des Ganges je eine Reihe doppelstöckiger, zwischengang- und matratzenloser Pritschen aus grob entästetem Knüppelholz, zwischen den Öfen einen langen schmalen Tisch mit lehenlosen Bänken zu seinen Längsseiten, alles in derselben grobgezimmerten Art wie die Pritschen, auf denen, dicht wie die Sardinen in der Büchse zusammengepfercht, hohlwangige lumpige Gestalten lagen oder kauerten und mich nach und nach mit den starren Blicken ihrer großen Hungeraugen zu ergreifen drohten. Ich muß eine geraume Zeit sprachlos auf der Stelle verharrt haben, bis ich schließlich einen bleichen Kerl mit Stoppelbart und Gasmaskenbrille, in den Rudimenten einer deutschen Luftwaffenuniform steckend, gewahrte. Er hatte sich mit dem Rücken an die heiße Wand des mir nächststehenden Ofens gelehnt und seine rückwärts gekehrten Handflächen fest daran gepreßt. Ich tat ein paar Schritte auf ihn zu und grüßte ihn in der uns eingefleischten Gewohnheit ebenso freundlich wie ahnungslos: "Heil Hitler, Kamerad!" Er aber starrte mich an wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Sein Mund klappte wiederholt wie bei einem verwunderten Karpfen auf und zu, als ob er vergebens nach der Erwidern meines Grußes suche. Er fand wohl nicht die geeignete Form und knurrte mich stattdessen an, ich solle meinen Anorak ausziehen. Zur Erläuterung muß ich hinzufügen, daß wir Infanteristen im zweiten Winter des Rußlandfeldzuges sehr praktische, zweiseitig tragbare Anoraks besaßen. Im normalen Falle kehrten wir die feldgraue Seite nach außen. Während des Einsatzes im verschneiten Gelände aber krempelten wir das gute Stück um, und dann gab uns sein weißes Leinenfutter eine perfekte Tarnung. Meinen Anorak hatte man mir bis jetzt nicht genommen, obwohl er, wie überhaupt meine ganze Kleidung von den hochschäftigen Reitstiefeln bis zum "Käppi", in einem fast neuen Zustand war. So machte ich, etwas argwöhnisch geworden, zunächst keine Anstalten, seiner Aufforderung nachzukommen. Ich fragte ihn, wer er sei und ob er hier etwas zu sagen habe. Er sei der Barackenälteste, brummte er mit einer Spur von Hochnäsigkeit. So zog ich meinen Anorak aus. Er riß ihn mir aus den Händen und begutachtete ihn in gleicher Weise begierig wie wortlos von allen Seiten, warf ihn mir dann aber vor die Füße, und ich ahnte, woran ich war. Ein schöner Empfang also unter meinen eigenen Landsleuten.

Es sollte noch schlimmer kommen. Jetzt streiften mich die hämischen Blicke des Kerls von oben bis unten, und dann hörte ich ihn geifern: "Ah, der noble Herr Unteroffizier. Und das EK (Eiserne

Kreuz) hat er auch noch auf dem Bauch. Der ist noch stolz auf seine Heldentaten beim Überfall auf das friedliebende sowjetische Volk. Und den "Pleitegeier" (Hoheitsadler mit bekränzttem Hakenkreuz in den Krallen) hat er auch noch dran, an der Mütze und der Jacke, dieses Faschistenschwein! Runter mit dem Zeug!" Er riß mir "das Zeug" und die litzengeschmückten Schulterklappen dazu mit einer so rohen Kraft ab, wie ich sie in dieser Jammergestalt keineswegs vermutet hatte, und warf den Plunder, wie er es jetzt nannte, in die Ofenglut. Inzwischen hatten sich die Gaffer um uns versammelt, aus deren Verhalten ich allerdings keineswegs schlau wurde. Ich sah nur ein Dutzend hohlwangiger Bleichgesichter, sah in teilnahmslose und - das wohl bei den meisten - stupide grinsende bärtige Visagen, und hinter ihnen in die abgrundtiefe hoffnungslose Düsternis. An den wenigen Sprachfetzen, die ich vernehmen konnte, erkannte ich, daß hier nicht nur Deutsche um mich herumstanden, sondern auch Ausländer. In diesem Moment erst empfand ich meine Gefangenschaft in ihrer wirklichen Tragweite. Bis jetzt war sie nichts als ein zwar schlimmes, aber dennoch erlebnisreiches Abenteuer unter Feinden gewesen, die sich in ihrer großen Mehrzahl als Wesen mit menschlichem Antlitz erwiesen hatten. Die Fesseln, die sie mir in den ersten Tagen zuweilen anlegten, hatten zwar schmerzhaft ins Fleisch geschnitten, aber mich doch nicht so sehr verletzt wie dieser Empfang im Kreise der ersten deutschen Mitgefangenen. Auch in den folgenden Tagen lernte ich es nicht zu verstehen, wie sie sich gegenseitig beargwöhnten, wie sie kleinlich wie Mäusemelker um jede Brotkrume feilschten, gierig ihre Wassersuppen aus Dosenblech-Näpfen oder Holzschüsseln hinunterschlangen, wie sie mit ausgeklügelten Ritualen die genaueste Verteilung der knappen Lebensmittel vornahmen, wobei ihnen - wie dem Pawlowschen Hunde - der Speichel aus den Mundwinkeln rann. Knappe Lebensmittel, das waren 400 Gramm klitschiges Kommißbrot und ein Becher "Tee" dazu am Morgen, mittags eine Kelle Wassersuppe und ein Eßlöffel fettlosen Hirsebrei, abends nochmals eine Wassersuppe, auf deren klarem Grunde ein halbes Dutzend und im Glücksfall ein paar mehr Erbsen, Linsen oder Krautblätter schwammen. Als auch mich bald der große Hunger zu quälen begann, wurde ich wohl unmerklich ebenso in die stumpfe, allein von Egoismus getragene Lagermentalität hineingerissen. Aber das hätte ich mir beim Empfang in Krasnogorsk nicht träumen lassen, wohlgenährt und seelisch gesund, wie ich derzeit noch war.

"Seelisch gesund" darf allerdings nicht als linientreue Standhaftigkeit in der anerzogenen nationalsozialistischen Weltanschauung verstanden werden. Gerade dieses, schon vorher angekratzte Weltbild erhielt bei meiner Ankunft im Lager 27 einen tiefen Riß. Gesund war lediglich meine Fähigkeit, auf die Zustände um mich herum mit einigermaßen klarem Verstand und heilsamer Nachdenklichkeit reagieren zu können. Waren die elenden Gaffer, diese Kerle, die sich Barackenälteste nannten, diese schlappen Schleicher und leisen Kriecher, waren das die Herrenmenschen, an deren Wesen die Welt genesen sollte? An dem, was man uns in der Hitlerjugend erzählt und beigebracht, was uns manch brauner Lehrer gelehrt hatte, und damit an dem Sieg der "gerechten Sache" begann ich allen Ernstes zu zweifeln. Jedoch beim Anblick der "lichten Gestalten" der hohen Stalingrader Generalität, die, wie ich erfuhr, am selben Tage wie ich selbst in Krasnogorsk angekommen war, schmolzen meine Zweifel wieder dahin wie der Schnee in der Frühlingssonne, die in den letzten Märztagen auch in Moskau schon sehr an Kraft gewonnen hatte. Da spazierten die glatt rasierten und korrekt gekleideten Herren Paulus, Schmidt, Seydlitz und wie sie sonst noch hießen in ihren goldbestickten, biesenpaspelierten Uniformen in munter diskutierenden Grüppchen die Lagerstraße auf und ab. Festen Schrittes marschierten auch die rumänischen Herren Generale, nicht so sehr durch martialische

Farbenpracht als durch die ungewöhnliche Kegelform ihrer Karakul-Pelzmützen auffallend. Neben diesen Spitzenvertretern militärischer Hautevolee imponierten mir die ordensgeschmückten Brüste forscher junger Panzer- und anderer Kommandeure, nicht wenige Ritterkreuzträger darunter, an die sich die Antifaschisten noch nicht herangewagt hatten. Sie alle trugen den Kopf hoch und ließen mein geschwächtes Vertrauen auf die Führung unseres Volkes, die Garanten unserer Zukunft und des Endsieges wieder aufleben. Ja, ich versuchte sogar, meine eigene Haltung durch ein - unter den obwaltenden Umständen - höchstmögliches Maß an Körper- und Kleidungspflege zu korrigieren. Als mich irgendeines der hohen Tiere deswegen ansprach und lobte, hätte ich mich am liebsten auf die eigene Schulter geklopft. Dann aber erschreckte mich wieder das traurige Erscheinungsbild des hochdekorierten, über der Sowjetunion abgeschossenen Kampffliegers und Bismarckenkels Graf von Einsiedel, das dem von mir so gern angebeteten Heldentypus, wie ihn die Stalingrader Prominenz verkörperte, so gar nicht entsprach.

Doch die unter weitgehender Ausschaltung der Vernunft von meiner anerzogenen Hochschätzung aller Autoritäten aufgepöppelte Euphorie währte nicht lange. Eines Tages suchten sie einen Gehilfen für die Bibliothek des Lagerklubs. Ich meldete mich und kam an, obwohl ich über keinerlei Protektion und bibliothekarische Kenntnisse bzw. Erfahrung verfügte. Warum sie mich nahmen, weiß ich nicht, wahrscheinlich weil ich einen ordentlichen Eindruck auf den Politruk des Lagers gemacht hatte. Wir nannten dieses zierliche, adrett uniformierte Männlein mit dem Gehabe eines Studienrates und stets zuvorkommendliebenswürdiger Miene: "Kommissar Fabri". Es sprach ein korrektes, akzentfreies Deutsch, war mit aller Wahrscheinlichkeit wohl ein emigrierter deutscher Kommunist. Doch dafür lege ich heute, 50 Jahre danach, die Hand nicht ins Feuer. Ich war nur froh, der Langeweile des Nichtstuns entgangen zu sein; denn Krasnogorsk war kein Arbeitslager. Ich hatte auch das Glück oder das Vorrecht, jeden Mittag an der Lagerküche einen "Nachschlag" zu erhalten, was ich inzwischen durchaus zu schätzen gelernt hatte. Nicht einmal die darin schwimmenden Stockfischköpfe ekelten mich an. Aber das "Supplement", wie der rumänische Klubälteste Ballion, ein jähzorniger, bösblickender Misanthrop, mit dem ich mich aber gut auf Französisch unterhalten konnte, den Nachschlag nannte, war für mich nicht die Hauptsache. Ich hatte viel Zeit zu lesen, und ich las, was mir vor die Augen kam, von Schochelow bis Makarenko, von Karl Marx bis Josef Stalin, dessen ersten mir in die Hand fallenden Titel "Der historische Materialismus oder der Empiriokritizismus" ich zwar kaum verstanden, wegen seiner hochgestochenen, pseudowissenschaftlichen Ausdrucksweise aber auch nicht vergessen habe. Jedenfalls gewann ich in verhältnismäßig kurzer Zeit einen zwar oberflächlichen, doch, wie es mir schien, überzeugenden Einblick in sozialistische und kommunistische Gedankengänge. Die Utopie des Kommunismus, eine Welt der Fülle und des Reichtums für alle, eine Welt ohne Verbrechen und Gefängnisse, eine Welt des Friedens und der Gewaltlosigkeit, eine Welt der Gleichheit aller, ohne nationale Grenzen, ohne Geld und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, das waren ganz neue Begriffe für mich jungen Burschen, auf deren schillernde Wirkung ich hereinfiel wie die Fliege auf den Honigseim.

Ich begegnete in der Bibliothek nicht nur der sowjetischen Literatur. Was mich weit mehr beeindruckte, waren die Begegnungen mit deutschen Emigranten. Unvergesslich sind für mich die Gespräche mit Theodor Plivier, dem späteren Autor der Romane "Moskau", "Stalingrad" und "Berlin". Er arbeitete damals an "Stalingrad" und kam in diesem Zusammenhang oft ins Lager, um sowohl bei den Stalingrader als auch bei andernorts Gefangenen zu recherchieren. So fragte er auch mich

um meine Meinung, wobei er besonderen Wert darauf legte, daß meine Antworten die Sprache der "Landser" widerspiegeln. Er spürte meine Zurückhaltung angesichts der sowjetischen Offiziersuniform, die der körperlich nicht besonders stattliche Mann etwas salopp zu tragen pflegte, und erzählte mir die eine oder andere Episode seines persönlichen außerordentlich bewegten Schicksals, dessen letzte Etappe das Moskau der Stalinaera war. Wer will es ihm verübeln, wenn er dabei auch gelegentlich versuchte, mich zum Sozialismus zu bekehren. Einiges hat er sicher bewirkt, der im ganzen aufrechte, mutige Mann, der es letztlich doch wagte, dem Personenkult und Stalin selber die Stirn zu bieten. An persönliche Begegnungen mit anderen Emigranten wie den Schriftstellern Erich Weinert und Johannes R. Becher und den Kommunisten Wilhelm Piek und Walter Ulbricht, die in der späteren Deutschen Demokratischen Republik eine bedeutsame, manchmal zwielfichtige Rolle spielten, kann ich mich nicht erinnern, wohl aber daran, daß diese Leute einzeln oder in Gruppen auf dem Lagerplatz vor uns sprachen und versuchten, Antifaschisten aus uns zu machen. In ihrem Gespann arbeitete damals auch ein Hauptmann Hadermann, der gleich in den ersten Wochen des Rußlandfeldzuges in Gefangenschaft geraten war und sich dort als Triebfeder antifaschistischer Agitation unter Mitgefangenen einspannen ließ. Auch ein zweiter Altgefangener lebt in meinem Gedächtnis, der quirlige, glatte und selbst unter den miserablen Umständen des Lebens in einem Kriegsgefangenenlager sich immer charmant gebende Obermusikmeister Kaufmann. Mit sowjetischer Hilfe - wie sonst hätte er auch an die nötigen Instrumente kommen sollen - hatte er ein kleines gemischtes Orchester zusammengebracht, in dem Trompete, Mundharmonika, Balaleika, Geige, Pauke und vielleicht noch das eine oder andere Instrument leidlich zu harmonieren versuchten. Die Kaufmannschen Konzerte pflegten die Antifa-Auftritte zu umrahmen. Die Reaktion der Gefangenen darauf waren herzlich, unterschiedlich aber auf die propagandistischen Auftritte. Die einen hörten nachdenklich, skeptisch oder resigniert zu, andere applaudierten, weil sie es ehrlich meinten oder sich einen persönlichen Vorteil davon versprachen. Die meisten piffen die Redner aus, weil sie mit "Vaterlandsverrätern" nichts zu tun haben wollten.

Dennoch wuchs die Zahl der Antifaschisten im Laufe der Monate, und aus deren Reihen rekrutierten sich die Absolventen der Antifa-Schule irgendwo im Moskauer Stadtbereich. Ob diese Leute täglich vom Lager dorthin marschierten, ob man sie mit Fahrzeugen transportierte oder ob sie für die Zeit der Kurse gar in einem schulnahen Internat untergebracht waren, kann ich nicht mehr sagen. Jedenfalls erhielten sie nach Abschluß der Schule das Zertifikat, als Propagandisten in Kriegsgefangenenlagern oder auch von der russischen Seite der Front aus in Lautsprecherwagen gegen die deutsche Seite agitieren zu dürfen. Ich muß mich damals wohl ausdrücklich geweigert haben, Antifa-Schüler zu werden, so wie ich mich auch weigerte, dem Nationalkomitee "Freies Deutschland" beizutreten, das am 15. Juli 1943 auf sowjetische Initiative hin von deutschen antifaschistischen Gefangenen in Zusammenarbeit mit den schon erwähnten prominenten Emigranten im Lager 27 gegründet wurde. Nach sowjetischen Angaben ("Sowjetunion heute", 11/1990, S. 60 ff.) schloß sich schon eine Woche später dem Nationalkomitee auch der antifaschistische Bund deutscher Offiziere an, so daß ihm nunmehr neben dem Kommandeur der VI. Stalingrader Armee, Generalfeldmarschall Paulus, 49 Generale und Zehntausende gefangener deutscher Offiziere, Soldaten und Unteroffiziere der Wehrmacht freiwillig angehörten, wobei zu vermerken ist, daß sich der Bund deutscher Offiziere nur wenige Tage vor der Gründung des Nationalkomitees konstituiert hatte. An seiner Spitze stand der General der Artillerie Walther von Seydlitz, während dem Gesamtverband bei seiner Gründung

Erich Weinert und Heinrich Graf von Einsiedel präsidierten. Die Zeitung "Freies Deutschland" ist als Periodikum und Organ des Nationalkomitees bis zu dessen Auflösung am 2. November 1945 die einzige deutschsprachige Informationsquelle der Gefangenen gewesen. Da ihr Papier aus anderen Grundsubstanzen als das der Prawda bestand, das sich als Tütchen für Machorka-Zigaretten bekanntlich hervorragend eignete, erfreute sich das "Freie Deutschland" unter den Rauchern des Lagers nur eines niedrigen Marktwertes.

Kurz und gut, in den Augen des Lagerpropagandisten fand meine Hartnäckigkeit, mit der ich mich allen antifaschistischen Agitationen widersetze, kein Gefallen. Ich war gewogen und für zu leicht befunden worden und wurde als Klubbibliothekar gefeuert, was nicht weiter schlimm war. Nur um den Suppen-Nachschlag war es schade; der Hunger wühlte wieder arg in meinen Eingeweiden, und als im Sommer eine heftige Darmgrippe das Lager heimsuchte, hätte beinahe mein letztes Stündlein geschlagen, so heruntergekommen bin ich damals gewesen. Daran hatte auch die ganz unerwartet plötzliche Erhöhung der Lebensmittelrationen für Kriegsgefangene nichts ändern können; statt 400 gab es vom 15. Mai 1943 ab - solche lebensbedeutenden Tage im wahren Sinne des Wortes prägen sich tief ins Gedächtnis ein, so daß sie selbst 50 Jahre später noch nicht vergessen sind - gab es also plötzlich 600 Gramm Brot, drei dicke Suppen mit Fettaugen darauf so groß wie Rubelstücke, mittags eine ganze Kelle Brei aus Hirse, Graupen oder gar Reis und als Beigabe sogar ein paar Stückchen Zucker und eine Scheibe Corned beef aus Dosen von Oskar Meyer in Chikago. Nun, die letzteren Herrlichkeiten vergingen recht bald wieder, so plötzlich, wie sie gekommen waren. Aber die 600 Gramm Brot blieben für alle Zeiten. Vergebens haben wir damals gerätselt, welchen Schachzügen internationaler Politik wir eine solche Weihnachtsbescherung mitten im Mai zu verdanken hatten. Für mich, der ich nach wie vor zwischen Siegeshoffnung und Untergangsstimmung, zwischen brauner und roter Ideologie hin- und hergerissen war, brachte das Ereignis zweifellos Aufwind, wieder mehr auf die Nazis zu setzen, die ja offenbar - auf welche Weise auch immer - die Bolschewisten unter Druck gesetzt hatten, ihre Kriegsgefangenen nicht verhungern zu lassen.

Ich meldete mich damals zu leichter Lagerarbeit. Dabei verging der Tag schneller, vergaß man gelegentlich sogar den Hunger, und am Ende holte man sich als Lohn einen Schlag Suppe am Küchenschalter ab. Es war wohl gerade der Posten des "Bademeisters" - oder wie man ihn nennen soll - im Lagerbad frei geworden, das beileibe kein Schwimmbad, sondern eine Stube von vielleicht zwanzig oder dreißig Quadratmeter Größe war. Ein holzgeheizter, in einen Ziegelkubus eingelassener gußeiserner Wasserkessel stand an der Stirnwand. In der gegenüberliegenden Wand befand sich die Stahltür des Entlausungsofens. Der Raum selbst war mit mehreren Reihen kniehocher Lattenbänke ausgefüllt, auf denen jeweils ein halbes Dutzend Aluminiumschüsseln stand. Den Zwischenraum zwischen den Bänken bildeten glitschige Laufroste, die ich nach Ende der Badezeit mit Gummischwabbel und Glasscherben zu reinigen hatte. Ich weiß nicht mehr, wie oft die gewöhnlichen Sterblichen in den Genuß eines "Bades" kamen, wahrscheinlich einmal im Monat, jedenfalls die gefangenen Generale und Offiziere kamen einmal wöchentlich und das sowjetische Lagerpersonal auch zwischendurch das eine oder andere Mal. Meine Aufgabe bestand darin, den Kessel stets auf "Vollampf" zu halten, den "Badegästen" zuerst ein Stückchen stinkiger Seife von grauvioletter Farbe und der doppelten Größe eines Karamellbonbons auszuhändigen und danach eine Kelle des streng rationierten kochenden Wassers, das sie - in der Schlange nackter Leiber an mir vorbeiziehend - in der Aluminiumschüssel in Empfang nahmen und mit einem Schuß Kranwasser auf Körpertempera-

tur abkühlten. Mehr Wasser gab es nicht, aber es reichte - wie die ebenfalls rationierte Waschzeit - doch wohl gerade fürs Einseifen und bei der geringen Seifenmenge fürs Abspülen. Knapp wurden Wasser und Zeit jedoch, wenn einer noch sein Hemd oder die Socken in dem Spülrest waschen wollte, und das versuchten immer wieder ein paar Sauberkeitsfanatiker. Kein Wunder, wenn die ehemals weißen Hemden und Unterhosen von Wäsche zu Wäsche grauer wurden. Den Russen durfte ich verständlicherweise keine Beschränkungen auferlegen, besonders keine zeitlichen. Meist blieb mir keine andere Wahl, als eine der planmäßigen Badegruppen zu überschlagen. Die kam dann eben erst beim nächsten Durchgang in vier Wochen an die Reihe. Die Russen sparten weder mit Seife noch mit Wasser, und wenn ein Offizier ein Bad nahm, so ging auch schon mal ein halber Kessel drauf. Sie seiften sich mit eigener, wohlriechender Seife, sie prusteten, schrubbten und rubbelten, kippten sich Napf um Napf dampfenden Wassers über die glattrasierten Schädel, pfffen und schmetterten revolutionäre Weisen und Kampflieder gegen die faschistischen Aggressoren, und ihre gesunden, muskulösen Körper waren für mich der Inbegriff der Freiheit, wenn ich sie mit den jämmerlichen Dystrophikergestalten der Gefangenen verglich, die vielleicht eine halbe Stunde vorher hier in Dreißigergruppen mehr herumgeschmaddert als gebadet hatten und das ganze Elend der Unfreiheit verkörperten.

Eine der traurigsten Figuren solch lebender Mumien, denen ich damals im Lagerbad begegnete, geht mir nicht mehr aus dem Sinn: Der Baltendeutsche Patrik von Völkersam hatte als Offizier der Spezialtruppe des Regiments Brandenburg angehört, die sich aus akzentfrei russischsprechenden Deutschen zusammensetzte. Patrik selbst hatte wie die meisten seiner Kameraden in russischer Uniform hinter den russischen Linien "spioniert", war gefaßt worden und nun ein gefundenes Fressen für das MWD. Das ließ ihn schmoren wie ein Würstchen auf dem Grillrost, schickte ihn von der Budirka zur Lubjanka, aus der Lubjanka ins Lager 27. Im Lager ließen sie ihn heute frei herumlaufen, morgen sperrten sie ihn in den Erdbunker, und übermorgen ließen sie ihn in der Küche arbeiten, wo er sich, bar jeder Beherrschung, vollfraß und sein dürrer Leib sich aufschwemmte wie eine Wasserblase. Nach ein paar Wochen setzten sie ihn wieder auf Hungerration. Ein Wunder, daß der Elende überhaupt noch lebte. Aber er verlor schließlich jeden Lebenswillen und moralischen Halt. Ich erinnere mich, wie ihn die Kameraden im Lager 58, wohin auch er verlegt wurde, zusammenschlugen, weil er Brot geklaut hatte, und wie er, die phlegmonenbunten Beine voll Wasser, den Bauch und die Blase voll Wassersuppe, des Nachts in seinen hölzernen Eßnapf pinkelte, weil ihm die Kraft fehlte, alle halbe Stunde durch den Nachtfrost zur hundert Meter entfernten Latrine zu gehen. Als er am Ende war, benutzte er nicht einmal mehr seinen Napf, sondern ließ das Wasser willenlos unter sich in den Strohsack laufen, durch den es dann auf den fluchenden Unterlieger tropfte.

Als ich im Herbst 1943 auf Transport ins Waldlager Ryasan ging, wußte ich wohl selber nicht mehr, wes Geistes Kind ich war, wem und was ich glauben sollte. Ich hatte viel Hoffnung auf die neue deutsche Offensive des Sommers im Kursker Bogen gesetzt, mit gemischten Gefühlen die immer seltener werdenden Angriffe der deutschen Luftwaffe auf Moskau erlebt, die uns ja selbst durchaus hätten treffen können. Den nach jedem Angriff besonders spürbaren und verständlichen Zorn der Russen hatte ich mit Gleichmut ertragen. Wie uns die Propagandisten erzählten, war die Offensive trotz des Einsatzes der neuen Tiger-Panzer zusammengebrochen. Gegen Ende der Kämpfe hatten den Moskauer Himmel nur noch die Geschwader sowjetischer Kampfflugzeuge beherrscht, die zum Einsatz an der Front starteten und zurückkehrten, manchmal fast pausenlos. Die Hoffnung hatte

mich also getäuscht. Und dann kam der schlimme Transport. Vom Lager zum Verladebahnhof brachte man unsere verhältnismäßig kleine Gruppe im Polizeiwagen, den man bei uns im Volksmund "Grüne Mina" nennt. Aber in die normalerweise für die Aufnahme von acht bis zehn Häftlingen gebaute fensterlose und nur mit einer winzigen vergitterten Sprechluke versehene Kabine pferchten sie mindestens das Dreifache an Personen, und die hatten darin nicht genug Luft. Wir trommelten wie wild, aber vergebens an die Wände, begannen, uns mit Knien und Ellenbogen auf Kosten der Schwächeren Platz zu schaffen, suchten uns für ein paar Augenblicke wenigstens an die Luke durchzudrängen, um Luft zu schnappen. Die allgemeine Panik verhinderte jede Besinnung, aber auch Besinnung hätte nicht geholfen; denn das Wachpersonal in der Fahrerkabine störte sich an nichts. In ein Knäuel von latenter und akuter Aggressivität verwandelte sich indes unser Häuflein, und einer, von dem ich nur noch weiß, daß er Sepp Tiefenbach hieß und ein Champion des bekannten Mannheim-Schifferstädter Ringerklubs war, woran nun jedoch nichts mehr erinnerte, vielleicht sein derbknochiges Beinaheskelett, dieser Sepp also zog sogar ein Messer, weiß Gott, wo er es vorher versteckt und wie er es durch die üblichen Leibesvisitationen gebracht hatte. Die Fahrt vom Lager zum Bahnhof wird sicher nicht von langer Dauer gewesen sein. Uns aber deuchte sie endlos, und als wir dann doch am Ziele waren und die Wagentüren sich öffneten, quollen wir willenlos stolpernd ins Freie und ließen uns wie Säcke auf die Verladerampe fallen. Ich selbst muß wohl in der Luftnot einen Herzanfall erlitten haben; denn noch während der langen mehrtägigen Fahrt spürte ich eine dumpfe Schwäche im ganzen Körper und einen arg beschleunigten Puls. Es war der erste und einzige Anfall von Tachycardie in meiner Jugend- und Manneszeit, die mir jetzt als altem Mann so zu schaffen macht. Habe ich mir damals vielleicht diesen Knax geholt? Ich las später in Tolstois "Auferstehung" von den in gleicher Weise umständlichen wie unmenschlichen Prozeduren der zaristischen Behörden bei der Verschickung der Maslowa in die sibirische Verbannung, deren Zeuge ihr reuiger Verführer Nechljudow wird. Die sowjetischen Transportmethoden haben also Tradition.

Vom Kursker Bahnhof in Moskau bis zum Lager 58 Ryasan fuhren wir "komfortabel" im Stolypin-Pullman. Der Doppelname erinnert in einem Atemzuge gleich an zwei "Erfinder" dieses Vehikels und an die unterschiedlichen Absichten, die sie daran knüpften. Pullman hatte lediglich bequeme Eisenbahnreisen durch den weiten amerikanischen Kontinent im Sinn. Stolypin ging es um den ausbruchsicheren Transport mehr oder weniger prominenter politischer Häftlinge, die er als eifriger Innenminister und Verfechter zaristischer Autokratie nach der mißglückten Revolution von 1905 scharenweise verhaften und nach Sibirien transportieren ließ. Nun, so prominent waren wir wohl keineswegs, aber wir saßen trotzdem im Pullman und hatten zu zwölf ein rundum vergittertes Abteil. Das bedeutete zwar auch eine Überbelegung, dennoch, bei gutem Willen fanden alle einen Sitz- und im Reihum-Wechsel auch einen Schlafplatz. Das einzige, was uns störte, war die Sturheit der Wachtposten, die sich hartnäckig weigerten, jeden einzelnen nach dem Rhythmus seines persönlichen Blasen- und Afterdrucks zur Toilette zu begleiten, sondern kollektive Notdurftzeiten einführen. Wir suchten uns drein zu schicken. Das junge Volk in unserm Nachbarabteil dachte dagegen nicht im Traum an solche Willfährigkeit. Es war ein Haufen elternloser Kinder weiblichen Geschlechts, bedauernswerte Früchte der von Lenin und Alexandra Kolontay in den Nachrevolutionen gepredigten freien Liebe, die in ein verantwortungsloses Kinder-in-die-Welt-Setzen ausgeartet war. Das Millionenheer der Besrodniki, die verwaist, heimat- und verwairst, klauend oder - besser gesagt - mundraubend in Banden umherstreiften, waren schon in den dreißiger Jahren zu einer

Landplage geworden. Im Kriege fackelte die Miliz nicht lange mit den Plagegeistern; sie fing sie ein wie streunende Hunde und sperrte sie in die Arbeitslager. Unsere Nachbarn waren also das Ergebnis eines solchen Kinderfangs. Aber wie die Wildkatzen auch im Käfig nicht zu Streicheltierchen werden, so hatten sich auch unsere jungen Nachbarinnen im Stolypin nicht zu Betschwestern gemausert. Sie tobten und keiften, solange ihnen die Puste dazu nicht ausging, redeten miteinander in himmel-schreiender Fäkaliensprache, und wenn sie etwas von den Wächtern wollten, bedachten sie diese mit den übelsten Schimpfnamen der Gosse. Als ein Wachmann sich weigerte, eines der Mädchen zur Toilette gehen zu lassen, hob es zur Gaudi der übrigen Mädchen den Rock und spritzte von der Liegepreitsche herunter den Strahl seines Abwassers dem Verdutzten gekonnt ins Gesicht. Wir konnten das Schauspiel zwar nicht sehen, aber den zischenden Strahl und die gottserbärmlichen Flüche des Wächters durchaus hören und den stechenden Geruch der Urinpfützte auf dem Wagengang noch Stunden später riechen. Trotz des schauerhaften, geifernden Hohngelächters der Bande und ihrer herausfordernden, schadenfrohen Schreie wagten die Wächter keine Strafmaßnahmen. Wahrscheinlich fürchteten sie, so oder so den kürzeren zu ziehen.

So schlecht es mir während der Fahrt im Stolypin auch ging, fragte ich doch nach der Beschaffenheit einer Welt, die sich sozialistisch nannte, den Menschen das Paradies auf Erden versprach und dabei eine solche Verkommenheit gebar. Ich verabscheute sie, und das war wohl auch der Grund dafür, daß ich bei einem Verhör gleich in den ersten Wochen im Waldlager den Mut aufbrachte, dem Kommissar auf seine Frage, ob ich immer noch nicht in der Antifa mitarbeiten wolle, zu antworten, ich hätte trotz aller Bemühungen um Verständnis für die Lehre des Kommunismus meine politische Meinung nicht geändert. Es fiel mir sogar leicht, "Auf Wiedersehen" zu sagen und wie Goldschmidts Junge zu denken. Ich solle mich zum Teufel scheren, knurrte mir der Kommissar nach. Nun, ein Stückchen Hölle stand mir sicher bevor, dem Teufel bin ich nur in seinen mit Menschenantlitz versehen Abarten begegnet.

Mein "Suchen nach der Wahrheit" ging im Lager 58 weiter. Ich hatte mir längst angewöhnt, die Dinge mit mir selbst auszumachen, meine Zweifel und Hoffnungen niemandem mitzuteilen. Wir trauten damals einander nicht mehr, weil ein jeder von uns im anderen den potentiellen MWD-Spitzel vermutete und - im besten Falle - den eigenen Freund nicht mit unnötigem Mitwissen belasten wollte. Einmal drängte es mich dreiundzwanzigjährigen Grünschnabel, den lebenserfahreneren und wohl auch weiseren Mitvierziger Jochen Laue beim Zahnradfeilen in ein politisches Gespräch zu ziehen. "Jungchen, halt die Klappe!" war seine einzige, wahrscheinlich richtige Reaktion. Die ins Lager sickern Nachrichten, meist von jüngeren Gefangenen von der Front mitgebracht, aber erschütterten meine Hoffnungen auf den Endsieg und die gerechte Sache des Führers mehr und mehr, was nun wiederum nicht bedeutete, daß ich sie vorschnell aufgab. Wir hörten von der Niederlage des Afrikakorps und Rommels Rückzug bis Tunesien, von der Landung der Alliierten in Sizilien und der Verhaftung Mussolinis durch den italienischen König, im Sommer 1944 gar von der Invasion der Engländer und Amerikaner in der Normandie. Unsere italienischen Mitgefangenen reagierten spontan auf die Kehrtwende ihres Landes; sie zählten sich nun offensichtlich zu den Verbündeten der Sowjets - was allerdings die Lagerleitung wenig zu interessieren schien -, und sie trugen uns Deutschen gegenüber die Nase ein paar Striche höher. Das, was uns aber immer wieder mit den Italienern versöhnte, waren ihre abendlichen Gesänge, die uns faszinierten und mit ihrer mediterranen

Lebensfreude Freund und Feind und selbst das russische Lagerpersonal anlockten. Belcanto hinter Stacheldraht!

Es ging also an der Front und im Reich auf der ganzen Linie abwärts. Nicht weiter folgte Sieg auf Sieg, sondern die eine Niederlage löste die andere ab. Besonders beunruhigten uns die Luftangriffe der Alliierten auf die Städte unserer Heimat. Auch hier hatte sich das Blättchen gewendet: Nicht mehr deutsche Bomber radierten englische Städte aus, wie Hermann Göring 1941 noch geprahlt hatte, sondern die Royal- und die US-Airforce die deutschen. Da klammerte sich die Hoffnung der Gefangenen an jeden Strohalm, an das große Wunder, das doch einmal geschehen muß, wie Zara Leander mit ihrer tiefen Stimme sang. Und so zirkulierte auch in den Lagern der Kriegsgefangenen die Mär von des Führers "Wunderwaffe", einer Waffe, die er nur im Falle höchster Gefahr einsetzen würde. Jeden klaren Gedanken aber verhinderte der in den Eingeweiden ewig nagende Hunger.

Nachdenklich stimmten andere Meldungen, die wir zuerst im "Freien Deutschland" lasen und - wie sollte es anders sein - für sowjetische Lügenpropaganda hielten, daß in deutschen Konzentrationslagern die Juden halb Europas umgebracht würden. Erst als neue Gefangene diese schrecklichen Meldungen in zunehmendem Maße bestätigten, begannen wir, das Unglaubliche für möglich zu halten. Ich erinnerte mich damals an die Klage meiner von den Greueln der Reichskristallnacht entsetzten Mutter: "Gott sei uns gnädig, seine Mühlen mahlen langsam." Es kam mir auch wieder in den Sinn, daß wir, völlig gedankenlos, schon als Pimpfe gesungen hatten, "...und wenn das Judenblut vom Messer spritzt, hei, dann geht's nochmal so gut!" Es kam mir in den Sinn, daß ich am Tage nach der besagten Reichskristallnacht unter den Gaffern vor den Marsberger Judenhäusern gestanden hatte, die Scherbenhaufen, das Wrack des aus dem Fenster gewuchteten Klaviers, die zerfledderten Bücher, das zerdepperte Porzellan dumm und dämlich wie die Menge um mich herum angestarrt, den süßlichen Geruch der kistenweise zerschlagenen Einmachgläser und die letzten Rauchfahnen verkohlten Holzes gerochen hatte. Nun zermartete ich mein Gehirn, wie solche Maßnahmen, die die Lageraktivisten zurecht als Verbrechen bezeichneten, mit eben der gerechten Sache des Führers zu vereinbaren seien. Zuerst zwang ich mich, das ganze als Feindpropaganda abzutun. Hin und wieder fanden sich unter den von der Front neu Angekommenen auch Überläufer, die hier zwar das große Wort führten, uns jedoch in ihren Äußerungen verständlicherweise suspekt blieben. Aber im selben Maße, in dem sich die Meldungen häuften und bestätigten, lebte mein Interesse an der kommunistischen Lehre und Gesellschaftsordnung, der einzigen sich mir eröffnenden Alternative, wieder auf. Ich las jeden Buchstaben im "Freien Deutschland", ging zu den Veranstaltungen der Lager-Antifa und suchte Gespräche mit den Aktivisten.

Soweit also war es mit mir gekommen, als ich - wie schon erwähnt - im August 1944 in das Lager 256/1 Bokowo-Anthrazit verlegt wurde. Die erste große Neuigkeit, die wir dort erfuhren, war das Attentat auf Hitler am 20. Juli, und - fast wunderte ich mich selbst darüber - die Attentäter hatten meine ganze Sympathie. Ich glaubte, wie diese tapferen Männer und aufrechten Offiziere es bewiesen hatten, nun auch etwas gegen Hitler und seinen unmenschlichen Faschismus tun zu müssen und trat der Lager-Antifagruppe bei. In ihrem Sinne suchte ich die Kameraden über die verbrecherischen Machenschaften der Nazis aufzuklären und für Verständnis sowjetischen Menschen gegenüber zu werben. Das letztere fiel mir wesentlich leichter als das erste. Denn auf der einen Seite trieben mich zwar heftigste Zweifel an Hitler, keineswegs aber restlose Überzeugung, auf der anderen wirkten

meine Kontakte mit aufrechten, achtenswerten Russen, Ukrainern, Georgiern, Usbeken..., die mir meine Uhrmacherei tagtäglich bescherte. Das Kriegsende und der völlige Zusammenbruch der Welt, die meine Jugend geprägt hatte, erst wandelten meine Einstellung völlig - zumindest für eine lange Weile.

Ein neues Tief meiner seelischen Verfassung bahnte sich im Frühjahr 1947 an, als ich schon über vier Jahre in Lagern verbracht hatte und trotz stereotyp sich wiederholender Versprechungen baldiger Heimkehr sich nichts dergleichen tat. Es kam hinzu, daß ich am 15. April dieses Jahres im Schacht verunglückte. Ich war gerade dabei, am unteren Ende eines Schrägaufzuges zwei Kohlenwagen aneinanderzukoppeln, als die Frau an der Winde oben den Zug der schon gefüllten Waggons herunterließ, ohne auf mein Glockenzeichen zu achten. Die anrollenden Wagen preßten meine Schultern so sehr gegen die stehenden, daß eines meiner Schlüsselbeine brach. Der Heilungsprozeß verlief nicht gerade schnell. Das brachte mir jedoch den Vorteil, für ein paar Wochen nicht einfahren zu müssen und in der Uhrmacherei ganztägig arbeiten zu können. Immerhin hat auch dieses - Gott sei Dank kleine - Unglück meine damalige depressive Grundstimmung nicht gerade gehoben, zumal mich auch noch Zahnschmerzen heftig quälten. Die vorwiegend aus Kohlehydraten bestehende, im übrigen vitaminarme Lagerkost bekam meinen Zähnen überhaupt nicht. Das Zahnfleisch entzündete sich, und die Entzündungen griffen auf die Zahnsubstanz über. Es gab unter den Gefangenen einen Zahnarzt im Lager, den Ostpreußen Walter Nikodowski, einen ziemlich rauhbeinigen Mann. Wahrscheinlich fehlte ihm die nötige Fantasie, sonst hätte er mit seiner Kunst durchaus wuchern und Mitglied der Lagerprominenz werden können. Statt dessen rackerte er sich als Kohlenschlepper im Schacht ab. Ich bat diesen Nikodowski, sich meine orale Ruinenstätte anzusehen. "Mindestens vier müssen raus!" meinte er, aber er habe keine Zangen, und mit der Kombizange unserer Werkstatt sei ihm nicht geholfen, damit könne er die faulen Krüppel höchstens abbrechen, aber nicht ziehen. Wie denn so eine Zahnzange aussähe, fragte ich ihn. Er erklärte mir das genau, war auch zeichnerisch nicht ganz unbegabt, so daß ich nach seinen Angaben und mit Hilfe des jungen Schlossers Franz Brödling aus Marsberg, der in einer Schachtschmiede arbeitete, eine einigermaßen funktionable Spezialzange herstellen konnte. Eigentlich brauche er vier Zangen für die verschiedenen Kieferpositionen, war Nikodowskis lakonische Feststellung, als er das fertige Stück abwägend musterte. Aber zur Not täte es auch diese eine, wenn man das und das noch daran verbesserte. Ich verbesserte, und dann tat es diese eine wirklich. Walter riß mir eines Nachts, als er von der zweiten Schicht aus dem Schacht zurückgekehrt war, mit der gleichen robusten Kraft, mit der er kurz zuvor noch seine Kohlenwaggons gewuchtet hatte, meine vier Stümpfe ohne Betäubung - es wäre ja auch nur Holzhammernarkose möglich gewesen - aus der Backe. Die schwoll zwar am nächsten Tage gehörig an, aber meine Zahnschmerzen ließen nach. Als Honorar forderte Walter die Zange. Er kriegte sie, und sie wurde der Grundstock seiner später doch noch recht profitablen Zahnarztpraxis.

Ich habe es vergessen, auf welche Weise ich mich damals wieder fing; wahrscheinlich bewirkte das die Rückkehr auf meinen alten und beliebten Arbeitsplatz im Magazin, der mir den Magen füllte und den Willen zum Durchhalten weckte und stärkte. Du hast das Schlimmste hinter dir; am leichteren Rest darfst du nicht scheitern, sagte ich mir. Das Leben ist kostbar, halte es fest! - Und dann rief mich Gulkin.

Von Lager zu Lager

Im Spätherbst 1947 warf mich derselbe Gulkin mit giftigem Blick und gemeinem Mutterfluch aus seinem Vernehmungszimmer. Er hatte die Geduld mit einem, der wie Rujska Doronin in Alexander Solschenizyns "Im ersten Kreis der Hölle" nur leicht durchschaubaren Nonsens lieferte, endgültig verloren und ich mein gefährliches Spiel mit dem Feuer ausgespielt. Ich ahnte, daß mir vorerst nichts Gutes bevorstand. Aber es blieb - wieder einmal vorerst - alles beim alten. Ja, es gelang Tscherbakow sogar, mich für die letzten Wochen vor dem Jahresende wieder aus dem Schacht ins Magazin zu holen, und nach Feierabend bastelte ich, als wenn nichts geschehen wäre, wie immer an meinen Holzuhren oder Nähmaschinennadeln. Auf das Weihnachtsfest 1947 bereiteten wir uns in der Uhrmacherei durch vermehrte Einkäufe von Weißmehl, Zucker, Speck, Joghurt und anderen Köstlichkeiten vor, um am Heiligen Abend ein "Festmahl wie zu Hause" genießen zu können. Vergessen war Gulkin, das unsichtbare Damoklesschwert über meinem Haupte. Aber Gulkin war da. Als ein passendes Weihnachtsgeschenk für mich zerschnitt er den Faden des Schwertes, und das sauste unbarmherzig auf mich herab. Gegen Morgen des ersten Feiertages, der dort allerdings ein ganz gewöhnlicher Werktag war, überraschte mich der Wärter Kapustin mit der unmißverständlichen Aufforderung: "Pack deine Siebensachen zusammen. Du gehst auf Transport!" Aus der Traum von Gulkins Gnade oder Vergeßlichkeit. Aus der Traum vom weiterhin schönen Leben in Magazin und Uhrmacherei; niemals mehr in den restlichen zwei Jahren meiner Gefangenschaft habe ich je eine Uhr gebaut oder repariert.

Kapustin brachte mich in ein Lager, das etwa zehn Kilometer von Bokowo-Anthrazit entfernt lag und die Nummer 7256/14 hatte. Ich habe fast das ganze Jahr 1948 in diesem Lager als Bergmann verbracht, aber nicht nur unertage gearbeitet, sondern gelegentlich auch übertage bei der Verladung der geförderten Kohle in 60-Tonnen-Eisenbahnwaggons. Mein engster Mitarbeiter und Freund war hier der Oberschlesier Wilhelm Zech, dessen Wasserpolnisch mich, wenn er es allzu dick auftrug, etwas ärgerte, der im ganzen aber einer der treuesten Menschen war, die mir in der Gefangenschaft begegneten. Wenn ich heute den polnischen Papst Johannes Paul im Fernsehen sehe, weckt er in mir unwillkürlich die Erinnerung an Wilhelm Zech und dessen leicht slawischen Gesichtszüge. Wilhelm sprach übrigens gleich mir ein ganz passables Russisch, und auch er verstand es, die Russen zu seinem Vorteil zu nehmen.

Im Februar 1948 erkrankte ich erneut an Typhus. Aber es war ein leichter Anfall. Zudem hatte sich die Versorgung mit Medikamenten im vierten Nachkriegsjahr sehr gebessert. So erholte ich mich rasch. Wir erhielten zum ersten Male auch ein paar neue Rubel als Entgelt unserer Arbeit und kauften uns in der neuerrichteten Lagerkantine Grundnahrungsmittel dafür: Margarine, Zucker, Brot. Wer immer noch auf die baldige Heimkehr auf dem gewagten Wege über die Dystrophie gesetzt hatte, gab seine Rubel wohl auch für Tabak aus.

Im April desselben Jahres setzte das MWD eine Generaluntersuchung aller Gefangenen an. Der übliche Kniff in die Gesäßbacken zur Feststellung der Arbeitsfähigkeit war wohl nur der Vorwand für eine andere, mehr polizeilich-kriminalistische Fleischschau. Jeder mußte seinen rechten Arm hochheben; denn die Blauen hatten erfahren, daß man an der knapp unter der Achselhöhle eventuell eintätowierten Blutgruppe unweigerlich die Zugehörigkeit zur SS bzw. Waffen-SS erkennen könne. Nun bin ich niemals SS-Mann gewesen. Aber ich trage von Geburt auf an der besagten Stelle ein Muttermal, und das war den Inspizienten suspekt. Sie betrachteten es aufmerksam, berieten einan-

der, schauten nochmals hin, wiegten bedächtig die weisen Köpfe, um am Ende doch zu dem Schluß zu kommen, in meinem Muttermal die Narbe einer selbst herausgekratzten Tätowierung erkennen zu müssen und mich als einen so gehaßten SS-owitz in ihre Listen einzutragen. Da ich derzeit überhaupt nicht ahnte, geschweige denn wußte, worum es ging - was ich erst viel später schmerzlich erfuhr -, kleidete ich mich sorglos wie nach jeder anderen Untersuchung oder Filzung an und verließ das Zimmer.

Schon im Sommer 1947 hatte die sowjetische Regierung bekanntgegeben, bis zum Ende des nächsten Jahres alle Kriegsgefangenen in die Heimatländer entlassen zu wollen. Wir erfuhren von diesem Kommuniqué durch die Zeitung "Neues Deutschland", die wie andere ostzonale Blätter damals bereits im Lagerklub zur freien Lektüre auslagen. Auch das Wachpersonal gab sich von diesem Zeitpunkt an uns gegenüber mit Hinweisen, nun gehe es ja bald nach Hause, recht optimistisch, und so erwachte in uns allen eine regelrechte Heimkehr-Euphorie. Sie wurde durch die temporären Rücktransporte von Kranken und Arbeitsuntauglichen noch verstärkt, unter die aber oft auch eine Handvoll gesunder Gefangener nach welchen Auswahlprinzipien auch immer gemischt wurde. Zwar war die Enttäuschung, nicht dabei zu sein, jedesmal groß, besonders bei denen, die, als "spezielle Freunde Gulkins" wohl auf der Entlassungsliste standen, dann aber - als eine besondere Form teuflischer Schikane - im letzten Augenblick vor der Abfahrt aus dem Transportzug wieder herausgeholt und ins Lager zurückgebracht wurden. Gulkin hatte eben seine Methoden, die Leute "kirre" zu machen. Wir hingegen hofften in ungebrochener Zuversicht von einem Transport zum anderen, und das war der Hintergrund, auf dem man meinen Seelenzustand sehen muß, als ich schließlich die volle Wahrheit über Sinn und Zweck der Oberarm-Inspektion erfuhr; denn nun nahte das Jahresende 1948 mit großen Schritten. Völlig zu Unrecht war meine Aussicht auf eine Heimkehr nach fast sechsjähriger Gefangenschaft jäh verbaut. Statt dessen hatte ich eine Verurteilung als Kriegsverbrecher zu erwarten und eine Strafe zwischen zehn und fünfundzwanzig Jahren Sibirien. Ich zermarterte mein Gehirn darüber, was zu tun sei. Ich tat nichts. Nicht, daß ich hypnotisiert wie das Kaninchen auf die Schlange schaute, aber es fiel mir überhaupt nichts Vernünftiges zu meiner Rettung ein und zum anderen wollte ich es nicht von neuem mit dem MWD zu tun bekommen. Wieder einmal fiel die Welt für mich zusammen.

Im Frühsommer 1948 ließen sie dann die herausgefischten SS-Leute - und darunter war nun auch ich - auf dem Lagerplatz zusammentrommeln, um ihnen mitzuteilen, sie sollten ihre Sachen packen und sich schnellstens vor dem Lagertor einfinden. Transport. Eine halbe Stunde später saßen wir in Fünferreihen auf unseren Bündeln beim Tor und ließen in lethargischer Gleichgültigkeit die stundenwährende Prozedur der Übergabe an das Transportkommando über uns ergehen. Schließlich pferchten sie uns in den Laderaum eines offenen Studebakers. Dicht an dicht standen wir darin, einer neben, vor und hinter dem anderen. Nur die knapp hüft hohen Bordwände schützten uns während der schrecklichen Fahrt durch Kurven und tiefe Schlaglöcher vor dem Umkippen oder Herunterfallen. Seit dem Appell auf dem Lagerplatz waren mehrere Stunden vergangen, und weder während der Übergabeverhandlungen noch vor dem Verladen hatten sie erlaubt, daß wir unsere Bedürfnisse verrieten. So begannen dann während der Fahrt unsere Blasen zu revoltieren, so schmerzlich zu drücken, daß es nicht mehr auszuhalten war. Ich rief einem der auf die vier Wagenecken postierten, kalaschnikowbewehrten Soldaten zu, er solle uns eine Pinkelpause besorgen. Der antwortete nur hämisch, ich solle in die Hose pissen. Als unsere Schmerzen unerträglich wurden, beschlossen wir

zu rebellieren. Wie auf Kommando skandierten wir: "Pinkelpause, Pinkelpause!" Die Posten reagierten nervös und klapperten, um uns einzuschüchtern, mit ihren Gewehrschlössern. Wir aber brüllten weiter, so lange, bis der Fahrer anhielt und man uns unter größter Vorsicht auf die benachbarte Wiese zur Verrichtung unserer Geschäfte gehen ließ. Ich aber versuchte anfangs vergebens, meine völlig verkrampfte Blase zu entleeren. Ich glaubte schon, ohne jeden Erfolg ausgetreten zu sein, als schließlich nach schier unendlichem Pressen das Wasserlein dann doch noch zu fließen begann. So war ich einer der letzten, die die brüllenden Wächter zum Studebaker zurückjagten. Ich bekam dabei - eines der seltenen Male überhaupt - auch einen Gewehrkolben ins Kreuz. Aber das wohlthuende Gefühl der Befreiung vom schmerzlichen Blasendruck muß damals wohl wesentlich stärker gewesen sein als das der Verletzung der Menschenwürde, das wir in unserer Abgestumpftheit sowieso nur wenig spürten. Ich jedenfalls habe mir aus dem Stoß nicht allzuviel gemacht, nicht mehr als der Esel aus dem Schlag mit dem Peitschenknäuf. Heute noch besitze ich zwei Fotos, die etwa um die Zeit des Transportes entstanden sein müssen. Man hatte mich fotografiert, weil man mit meinem Bild auf dem Schwarzen Brett mich als verdienten Schachtarbeiter ehren bzw. andere Gefangene - und das war wohl die eigentliche Absicht - zu ähnlichen Übererfüllungen der Norm animieren wollte. Nun, weil wir damals bereits etwas Geld verdienten und überhaupt die Verpflegung reichlicher war, leisteten wir natürlicherweise auch entsprechende Arbeit. Bestarbeitern winkten zudem noch andere Prämien. Einmal konnte ich zum Beispiel über Radio Moskau einen Gruß an meine Eltern schicken. Sie haben ihn zwar nicht gehört, aber eine Frau aus Süddeutschland hat ihn aufgefangen und auf einer Postkarte an sie weitergegeben:

Sehr verehrte Familie Hendricks! Am 17.8., 22 Uhr 30, war es mir möglich, vom Kurzwellensender Moskau (27-m-Band) eine Grußdurchsage Ihres Angehörigen Josef und dessen Kriegsgefangenen-Anschrift UdSSR, Lager 7256 aufzunehmen. Da es mir möglich erscheint, daß Sie von dieser Durchsage anderweitig nicht unterrichtet sind, erlaube ich mir, Ihnen diese für Sie sicher freudige Nachricht mitzuteilen.

Sollte Ihnen diese neue Nachricht wichtig und es Ihnen ohne Schwierigkeiten möglich sein - nur dann -, darf ich um einen kleinen Unkostenbeitrag bitten, der es mir möglich macht, weiteren Menschen solche für sie wichtige Nachrichten zu übermitteln.

Hochachtungsvoll, W.Schick, Amorbach/Unterfranken, Schloßplatz 418, 22.8.48

Die erwähnten Fotos - und das ist der Grund, weshalb ich an dieser Stelle darüber schreibe - verraten in den Zügen meines Gesichtes die ganze verhärmte Abgestumpftheit eines langjährigen Gefangenen und Sklaven.

Sie brachten uns ins Lager 7256/3 in Brianka, an das ich mich nur noch schwach erinnere. Es war ein sauberes Lager, hatte vor allem eine gut eingerichtete Kantine mit einem für die damaligen Verhältnisse recht umfangreichen Angebot an Lebensmitteln, Tabakwaren und wohl auch Spirituosen. Ich blieb nur wenige Monate dort und wurde dann - ebenfalls nur für kurze Zeit - ins Lager 7256/6 verlegt, von dem ich nichts mehr weiß, außer, daß ich dort einige jetzt noch vorhandene Postkarten nach Hause geschrieben habe. Mein nächstes Lager befand sich in der Nähe des Städtchens Swerlowka und hatte die Nummer 7256/15. Es war das Lager, in dem mich die Nachricht vom Tode meiner Mutter erreichte. Zum Schluß landete ich im Sonderlager Stalino 7144/7. Stalino ist die heu-

tige Stadt Donjezk. Da ich mich nicht mehr genau entsinne, wo und auf welchen Baustellen ich nach der Verlegung nach Brianka arbeitete, will ich in meinem Bericht, so gut ich es kann, chronologisch weitergehen. Das ist insofern nicht weiter schlimm, als die Städte Brianka, Swerlowka und Stalino nicht allzuweit auseinander liegen und alle drei zudem dasselbe montanindustrielle Gepräge hatten. Der Geruch von Gichtgas und Benzol der stets nahen Hüttenwerke und Koksboxen erweckte in mir beinahe heimatliche Gefühle. Er erinnerte an das Ruhrgebiet. Den Winter über arbeiteten wir übertage am Bau eines Theaters, ohne Rücksicht auf Wind und Wetter. Nur wenn die Temperaturen unter minus 25 Grad abfielen, ließ man uns im Lager. Bei geringerem Frost wurden Beton und Speis mit kochendem Wasser gemischt und warm auf die Baugerüste getragen. Drei Dinge sind mir von dieser Baustelle im Gedächtnis geblieben: Mit Hilfe eines Südtirolers habe ich dort meine ersten italienischen Sprachbrocken gelernt. Er stammte aus dem Vinschgau und war unfreiwillig zur Waffen-SS gezogen worden. Leider ist mir sein Name entfallen. Ich habe ihn sehr gemocht. Die Übungsstunden mit ihm zusammen waren eine willkommene Abwechslung in der Eintönigkeit des Arbeitsablaufs. Das war also das eine. Das andere war die Begegnung mit dem Intellektuellen Dr. nat. Uschmann aus Sachsen. Der Mann tat sich im Umgang mit uns ungehobelten Burschen schwer. Was er auch tat, er tat es etepetete, und am liebsten hätte er, während er als Maurer Stein für Stein in den warmen Speis setzte, seinen Handlanger höflich gebeten, "Würdest du mir bitte den nächsten Stein reichen", wenn dieser Ton der rauhen Situation wenigstens einigermaßen angepaßt gewesen wäre. Aber das war er keineswegs. Wir beide aber haben lange Zeit auf dem Gerüst nebeneinander gemauert und uns dabei über Gott und die Welt unterhalten, am meisten über Gott; denn Uschmann war in seiner Forschungsarbeit im Leunawerk oft an die Grenzen der Materie gestoßen, an die Nahtstelle also, wo der Geist beginnt. Er wollte da nicht haltmachen, und die Banalitäten des dialektischen Materialismus hinderten sein Denken schon gar nicht; die Gedanken sind frei, auch die der Gefangenen. Das dritte war die Beobachtung russischer Häftlinge, die auf einer benachbarten Baustelle arbeiteten. Ihren Arbeitsplatz selbst konnten wir nicht sehen, wohl aber, wie sie zur Arbeit und wieder ins Gefängnis zurück getrieben wurden. Während wir Kriegsgefangenen in großen Kolonnen mit nur wenigen Wächtern zu dieser Zeit schon recht gemächlich fürbaß trotteten, waren die Gruppen der Zivilgefangenen klein, vielleicht zwanzig Mann stark. Aber seitwärts von ihnen liefen immer jeweils zwei Wächter und hinterher nochmals zwei mit Deutschen Schäferhunden und gezogener Pistole. Sie bewegten sich nur im Laufschrift. Das heisere "Dawai! Dawai!" der Wächter und das Gekläff der Hunde rissen nie ab. Stalinsche Repression auf dem Höhepunkt! Von den Fabrikfassaden herab aber forderten die roten Spruchbänder immer das Gleiche: "Unter dem Banner Lenins, unter der Führung Stalins vorwärts zum Siege des Kommunismus!" Nur wehe dem, der nicht bereit war, an der Hand des großen Führers Josef Wissarionowitsch ins "Goldene Zeitalter" zu marschieren. Dem ging es eben so wie den elenden Kreaturen, die sie vor unseren Augen über die Straße hetzten, oder wie jenem Iwan Denissowitsch, dessen Tageslauf im Arbeitslager Alexander Soltschenizyn 1962 aufschrieb und die Welt damit erschütterte.

Vom Frühjahr 1949 bis zum Ende des Jahres und meiner Gefangenschaft arbeitete ich wieder im Schacht, anfangs als Hauer, später als Zimmermann. Die Arbeitsbedingungen hatten sich ständig gebessert. So waren die Zeiten, in denen wir über Leitern ans Tageslicht emporstiegen, längst vorbei. Der Schacht Stalino hatte einen Schrägaufzug, wie sie aus den alpenländischen Salzbergwerken allgemein gekannt sind, und wir fuhren auf kleinen Sitzwagen aus und ein. Die mühsame Handar-

beit war weitgehend moderner Maschinenförderung gewichen, und - das Wichtigste - wir deutschen Gefangenen arbeiteten fast in eigener Regie, und das sicher nicht zum Nachteil der Sowjets. Im Gegenteil, es sprach sich unter der Bevölkerung herum, daß man in den von Deutschen geführten Schächten viel besser verdienen könne, und so kamen die Leute zu uns, darunter auch ehemalige russische Kriegsgefangene, die man nach ihrer Rückkehr aus Deutschland erst einmal für ein paar Jahre in abgelegene Umerziehungslager gesteckt hatte, bevor man sie endgültig nach Hause entließ. Einer von diesen doppelt Kriegsgeschädigten arbeitete als Fahrer einer Grubenlok. Er hatte seine Gefangenschaft in Bayern verbracht, und, des Bayerischen gut mächtig, pflegte er in den Stollen hinauf zu rufen, wenn die Kohle etwas langsam in seine Leerwaggons fiel: "Haut's Kohle abi!" Ein anderer ging mir bei den Zimmermannsarbeiten zur Hand. Er hatte es als Gefangener in Deutschland wohl recht gut angetroffen, aber doch nur wenig Deutsch gelernt. So sprachen wir beide nur russisch miteinander. Als ich ihm Anfang Dezember erzählte, ich würde nach Hause entlassen, meinte er am Ende einer nachdenklichen Pause, ich solle ihn in Stücke schneiden, in meinen Koffer packen und mit nach Deutschland nehmen. Sowjetunion 1949.

Auch insofern hatten sich unsere Arbeitsbedingungen gebessert, als wir keinen Hunger mehr zu leiden brauchten. Wir verdienten, wenn auch nicht viel, so doch regelmäßig unsere Rubel und konnten dafür kaufen, was immer wir wollten und soweit es vorrätig war. Unsere Wünsche beschränkten sich auf Unterwäsche, ein Oberhemd, ein Paar Socken, gängige Toilettenartikel und natürlich auf Lebensmittel, Süßigkeiten und Tabakwaren. Ab Sommer 1949 boten sie uns gelegentlich sogar alkoholische Getränke an. Wir konnten solche Schätze unbesorgt in unseren Holzkoffern verwahren; denn Diebe gab es kaum noch, wie auch anders Ungeziefer, Wanzen, Läuse und Flöhe zu längst vergessenen Plagen geworden waren. Von zu Hause erhielten wir nun Briefe und manchmal sogar Päckchen. Alles in allem, es ließ sich einigermaßen menschlich leben. Einmal wäre mir ein Brief von meinen Eltern allerdings beinahe zum Verhängnis geworden. Schon vorher, im Juni 1949, hatte mir ein Brief von zu Hause einen Schlag versetzt, der meinen gerade damals ohnehin desolaten Seelenzustand fast gänzlich aus dem Gleichgewicht zu bringen drohte. Mein Vater hatte mir darin den Tod meiner Mutter mitgeteilt. Darauf war ich ganz und gar nicht gefaßt gewesen; denn bis dato hatten sie mir von zu Hause niemals Andeutungen über Mutters schwere Erkrankung gemacht. Um mich nicht zu beunruhigen, hatten sie mir immer geschrieben, Mutter ginge es "recht" gut oder "einigermaßen" gut, und wenn Mutter anfangs noch selbst schrieb, schrieb sie immer in ihrem mir nur zu vertrautem, in jeder Weise korrektem Stil von allem und jedem, ohne näher auf ihr eigenes Befinden einzugehen. Es hätte mir allerdings auffallen müssen, daß etwa ab Mitte 1948 nur noch Post von meinen Geschwistern oder vom Vater eintraf. Aber weil ich mit mir selbst genug zu tun hatte, machte es mich nicht stutzig, und erst die Hiobsbotschaft öffnete mir die Augen. Meinen Schmerz schrieb ich mir damals in ein paar Versen von der Seele, die ich auswendig lernte und deshalb heute noch weiß:

*So gab ich dir zum letzten Mal die Hände,
sah noch dein gramzerfurchtes Angesicht
und eilte fort.
Damals verschnürt der Schmerz mir meine Kehle,
ein kurzes Wort des Trostes fand ich nicht.
Doch in mir schrie es:
Ich komme wieder, Mutter!*

*Du bliebst bei mir im Widersinn des Krieges.
Im Herzen wahrte ich dein teures Bild.
Um mich war Tod.
Und durch das blutige Pfeifen seiner Sense,
das grausam mordend zum Orkane schwillt,
schreit wild das Leben:
Ich komme wieder, Mutter!*

*Freudlos vergehn die Tage der Gefang'nen,
und Jahr um Jahr dem einsam Wartenden entfliehn.*

*Verlor'ne Zeit.
Im Schein des Öllichts les' ich zitternd deine Karte.
Dein erster Gruß als Lichtstrahl mir erschien,
und Hoffnung quillt:
Ich komme wieder, Mutter!*

*Als jüngst ich müde von der Arbeit heimkam,
reicht man mir jenen schwarzumsäumten Brief
von deinem Tod.
Da ich erwacht, bin bebend ich ins Gras gesunken.
Aus tiefem, tiefem Dunkel rief
des Schicksals höhnische Stimme:
Ihr seht euch niemals wieder!*

Nach meiner Heimkehr habe ich später bei einem Friedhofsbesuch das Gedicht um eine weitere Strophe ergänzt:

*Zum Friedhof eilte ich nach vielen Monden
dem Tod entronnen und der langen Nacht.
An deinem Grab
ich weinte nicht mehr; überm Sternenzelte
der toten Mutter gute Seele für mich wacht
und bleibt immer bei mir,
bis wir uns wiedersehen.*

In meinem Antwortbrief auf die Todesnachricht bat ich um ein Familienfoto aus guter Zeit; denn ich besaß weder ein Bild meiner Mutter noch sonst irgendeines anderen meiner Angehörigen. Vater schickte eines. In seiner unbekümmerten Arglosigkeit hatte er nicht darauf geachtet, daß er selbst auf diesem Bild in seiner schmucken Uniform als Reichsbahn-Obersekretär posierte. Sie aber war dem MWD-Offizier bei der Postkontrolle - sie durchschnüffelten grundsätzlich jeden Brief und jedes Päckchen - ein Dorn im Auge. Er ließ mich rufen, hielt mir das Foto unter die Nase und fragte unwirsch, was das denn da auf dem Bild für ein SS-owitz sei. Es sei ein harmloser Eisenbahner, war meine Antwort. Das glaubte ich ja wohl selber nicht, aber man würde ja sehen, brummte er immer noch mißtrauisch zurück. Ohne mir das ersehnte Foto auszuhändigen, entließ er mich. Erst nach dem Ablauf mehrerer Wochen durfte ich es mir bei ihm abholen und in Ruhe betrachten. Er hatte wohl genaue Erkundigungen über die verdächtige Uniform eingeholt, die meine Erklärung bestätigten. Das Bild hat mich während des letzten halben Jahres meiner Gefangenschaft begleitet. Ich habe es durch alle Kontrollen hindurch wieder mit nach Hause bringen können.

Im Oktober des letzten Jahres wollte mich die Leitung des Lagers Stalino dazu überreden, das Amt des "Klubältesten" in der Propagandaabteilung zu übernehmen. Sie war während einer kurzen Ansprache, die ich im Zuge der Feierlichkeiten des 32. Jahrestages der Oktoberrevolution gehalten hatte, auf mich aufmerksam geworden. Selbstverständlich hatte ich die Rede nicht als überzeugter Kommunist oder gar aus freiem Entschluß gehalten. Es war vielmehr üblich, daß aus jeder Arbeitsbrigade ein Vertreter ein paar "passende" Worte sagen mußte, die den guten Willen zur Mitarbeit am Wiederaufbau der vom deutschen Faschismus zerstörten Gebiete der Sowjetunion und die Solidarität der deutschen und der sowjetischen Arbeiterklasse zum Ausdruck brachten. Und so hatte ich mich von meiner Brigade breitschlagen lassen, aufs Podium zu steigen. Ich kann mich noch an den Grundgedanken dessen, was ich damals sagte, erinnern: Wir hätten als deutsche Soldaten mehr als das halbe Europa überfallen, polnische Beutegänse am Lagerfeuer gebraten, französischen Beutesekt aus Kochgeschirren getrunken, ukrainischen Weizen in unsere Scheunen gefahren. Um das himmelschreiende Unrecht zu begreifen, hätten wir erst den Krieg verlieren müssen. Nun aber sei es an der Zeit, das Unrecht wieder gut zu machen und in der Hoffnung auf die versprochene baldige Heimkehr an der Seite der sowjetischen Völker um so gewissenhafter am Wiederaufbau ihrer zerstörten Heimat zu arbeiten. Das hatte der versammelten Lagerprominenz wegen seiner Anschaulichkeit offenbar gefallen, und schon glaubten sie mich am Schlafittchen zu haben. Ich überlegte nicht lange - denn inzwischen hatte ich meine Lektion gelernt - und antwortete mit dem Hinweis, mit meiner Wahl sei das MWD wahrscheinlich keineswegs einverstanden. Und so war es denn wohl auch. Sie ließen mich in Ruhe, und mir fiel ein Stein vom Herzen.

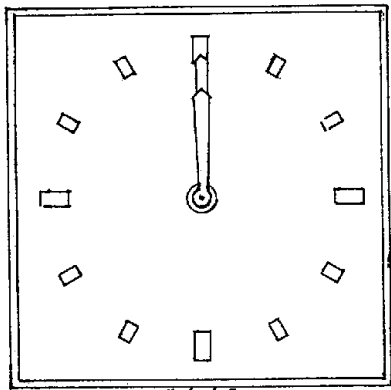
Im selben Oktober 1949 begann in Stalino eine Serie von Gerichtsverhandlungen gegen sogenannte Kriegsverbrecher. Mehrere Spezialkommissionen, bestehend aus Staatsanwälten, Richtern, Pflichtverteidigern, Protokollanten usw., waren angereist, die Prozesse zu führen oder das, was man so Prozeß nennt. Das ganze war nichts als eine leicht zu durchschauende Farce, und die Aktion diente lediglich dem Zweck, sich nach Rückgabe der Kriegsgefangenen an deren Herkunftsländer noch weitere Jahrzehnte billige Arbeitskräfte in großer Zahl dadurch zu sichern, daß man ihren von der Genfer Konvention festgelegten Status als Kriegsgefangene in den von Verbrechern umwandelte. "Wir haben erfahren, daß Sie an der Front bei Witebsk eingesetzt waren und gekämpft haben. Sie haben dort Erdbunker gebaut und zu diesem Zwecke Holzstämme aus dem benachbarten Wald benutzt. Was haben Sie dazu zu sagen?" Wenn der ahnungslose Angeklagte eine solche, allgemein unter den Armeen der Welt übliche Kriegsgepflogenheit zugab, verurteilten sie ihn wegen Diebstahls an sozialistischem Eigentum zu 25 Jahren Zwangsarbeit. "Sie waren Frontberichterstatter. Wie stehen Sie dazu?" Auch Frontberichterstatter gehören zu jedem modernen Heer. Die roten Schnellrichter aber hatten ihr Sprüchlein schon parat: Verleumdung der Regierung und des Volkes der friedliebenden Sowjetunion. Imperialistische Kriegshetze. 15 Jahre Zwangsarbeit. Und so ging das weiter. Nicht länger als eine halbe Stunde Zeit nahmen sich die Rechtsverdreher in der Regel für eine Verhandlung, in der der vorhandene Pflichtverteidiger meist nur die Funktion eines Statisten hatte. Wie die Welt heute weiß, hat Konrad Adenauer 1955 die Opfer dieser Schnellgerichte in Moskau freigekauft. Aber da war Stalin bereits tot, und seine Nachfolger im Amt erwiesen sich als verhandlungsbereite Leute.

Ich selbst lebte während der Aktion wie alle meine Mitgefangenen in großer seelischer Spannung. Ich fürchtete immer noch Gulkins langen Arm und seine Rache. Meine Befürchtungen erwiesen sich

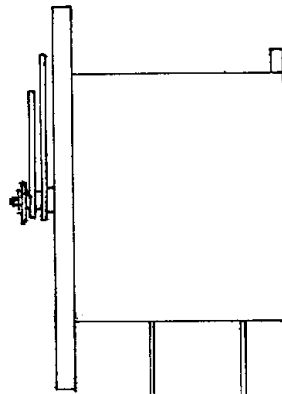
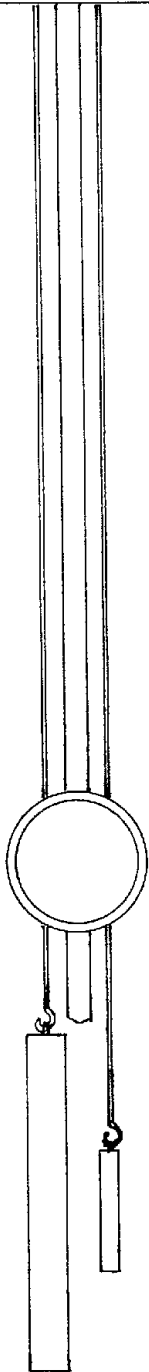
jedoch als unbegründet. Ich wurde nicht vorgeladen und konnte, als Ende November der Spuk zu Ende war, befreit aufatmen. An meinem 29. Geburtstag, dem 7. Dezember, las ich auf der Entlassungsliste für den nächsten Heimtransport am Schwarzen Brett meinen Namen. Schon am nächsten Tag empfangen wir neue Leinenunterwäsche, gut erhaltene Wattekleidung, eine Pelzmütze und ein Paar ordentliche Schnürschuhe. Unser Transport verließ Stalino am 10. Dezember. Am 23. Dezember kam ich zu Hause an, nach sechs Jahren, zehn Monaten und vierzehn Tagen Gefangenschaft, in der meine kleine Holzuhr eine nicht unwesentliche, wahrscheinlich sogar lebensrettende Funktion gehabt hatte.

Ich erwähnte wohl schon einmal, daß ich mir nach meiner Rückkehr wiederholt vorgenommen hatte, ein solches Holzührchen aus der Erinnerung heraus nachzubauen, und daß mir die Zeit dazu bisher gefehlt hat. Nun schwindet langsam die Hoffnung dahin, meine Idee doch noch zu verwirklichen; die feinmotorische Geschicklichkeit meiner Hände und die Geduld zu präziser Arbeit verlassen mich von Jahr zu Jahr mehr. Ich will deshalb zumindest eine Zeichnung meiner und Jochen Laues Holzuhr anfertigen und diesem Bericht beifügen. Als eine verlässliche Grundlage dazu wird mir eine Faustskizze dienen, die ich in den fünfziger Jahren aus noch frischer Erinnerung angefertigt hatte und die alle wichtigen Maße und Informationen enthält. Vielleicht findet die Zeichnung irgendwann einmal einen Bewunderer oder einen nachbauwilligen Interessenten. Wenn nicht, ist es auch nicht schlimm. Dann war die Uhr aus den Wäldern von Ryasan eben nur eine wichtige Episode im Leben eines jungen Menschen, der dieses Leben nicht unnötig aufgab, weil er an seinen Sinn glaubte. Sie war ein Rettungsanker für ihn im Inferno. Und damit hat sie dann wohl auch ihre Schuldigkeit getan.

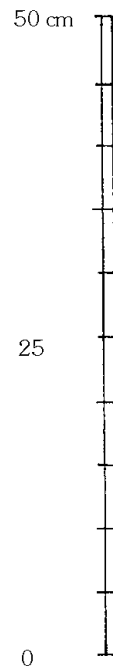
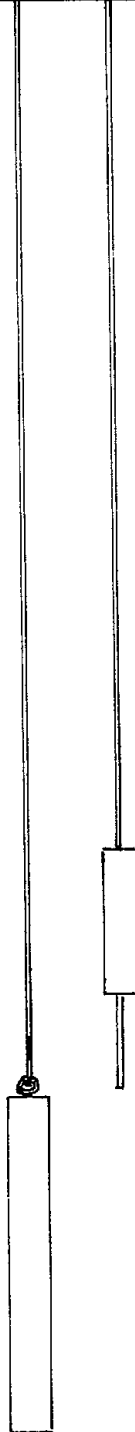
Zeichnungen und Notizen



Uhr mit Zifferblatt, Pendel
und Gewichten

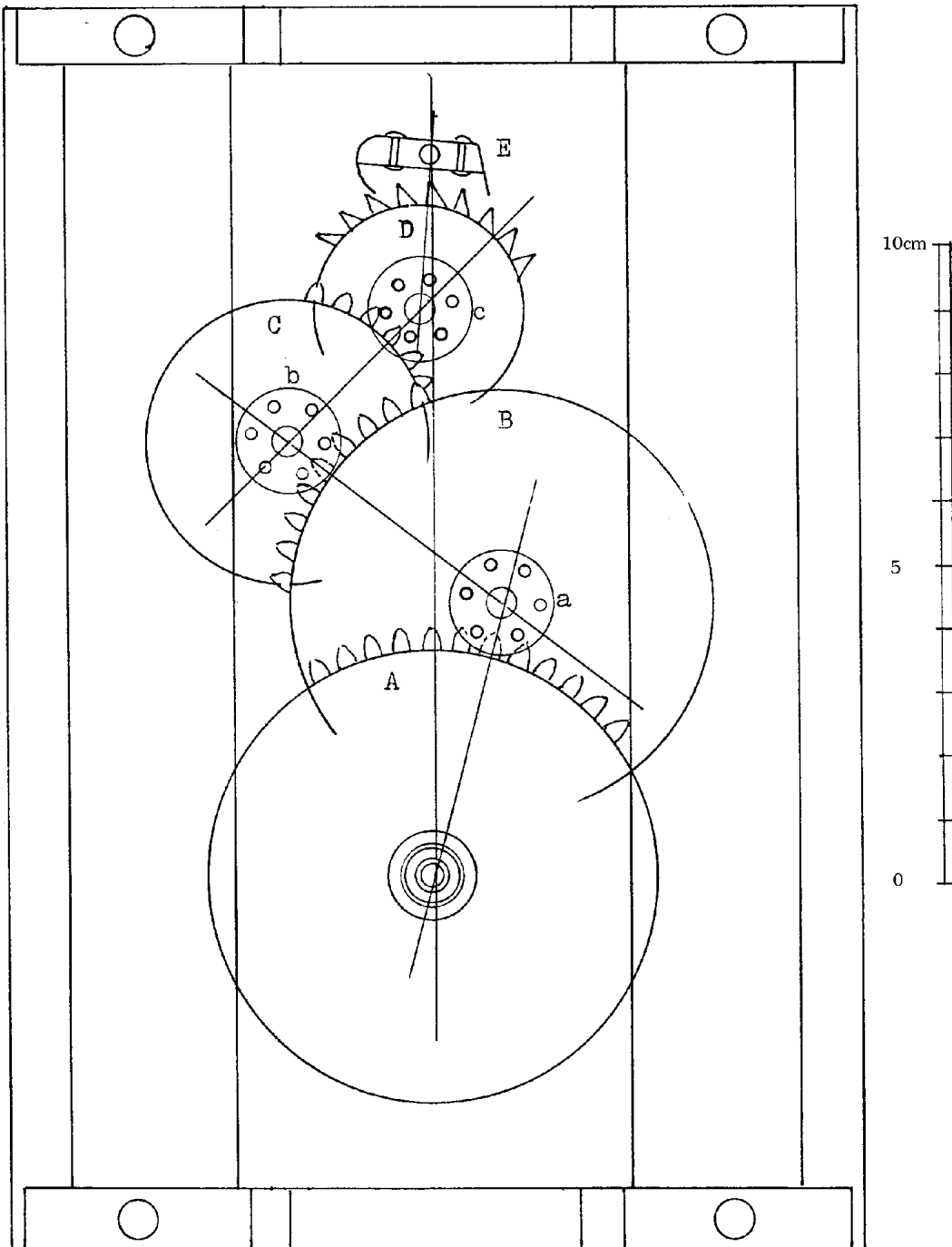


Seitenansicht



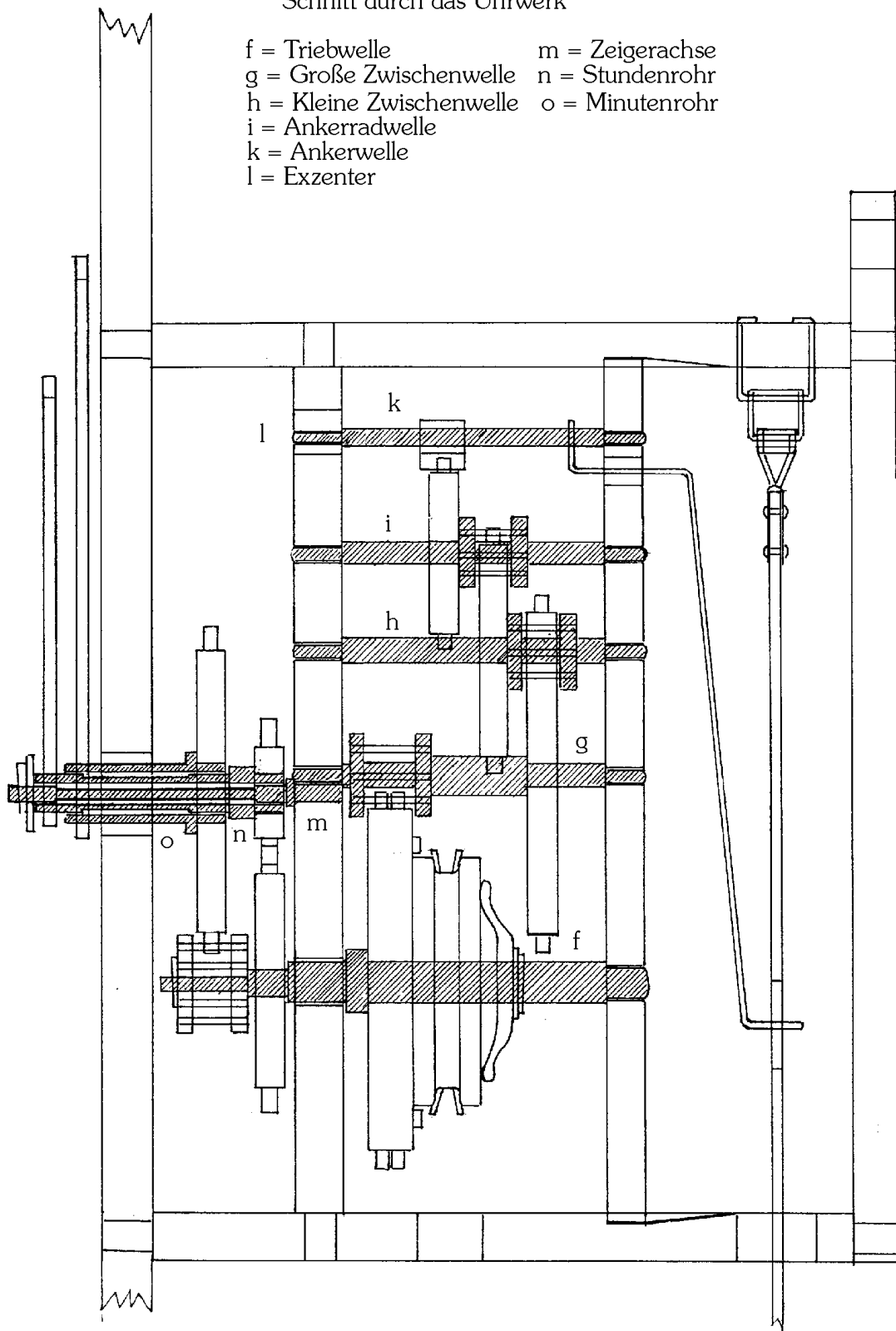
Eingriffe

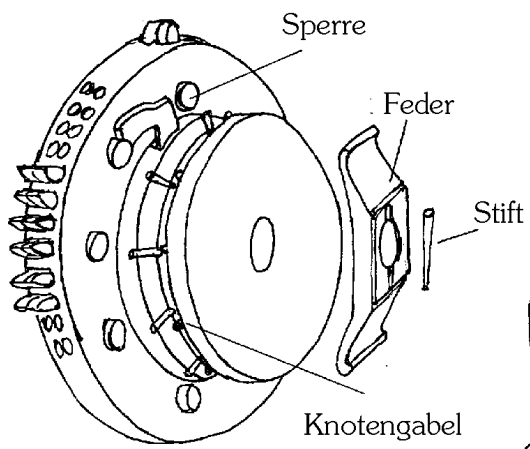
A = Triebbrad	48 Zähne	a = Ritzel 6 Zähne
B = Großes Zwischenrad	45 Zähne	b = Ritzel 6 Zähne
C = Kleines Zwischenrad	30 Zähne	c = Ritzel 6 Zähne
D = Ankerrad	24 Zähne	
E = Anker		



Schnitt durch das Uhrwerk

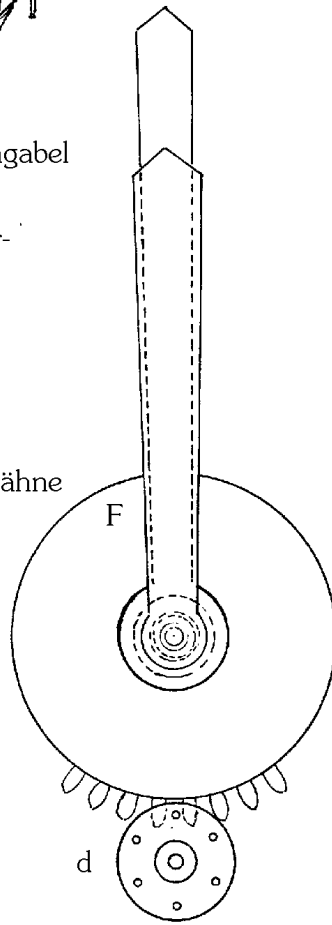
- f = Triebwelle
- g = Große Zwischenwelle
- h = Kleine Zwischenwelle
- i = Ankerradwelle
- k = Ankerwelle
- l = Exzenter
- m = Zeigerachse
- n = Stundenrohr
- o = Minutenrohr





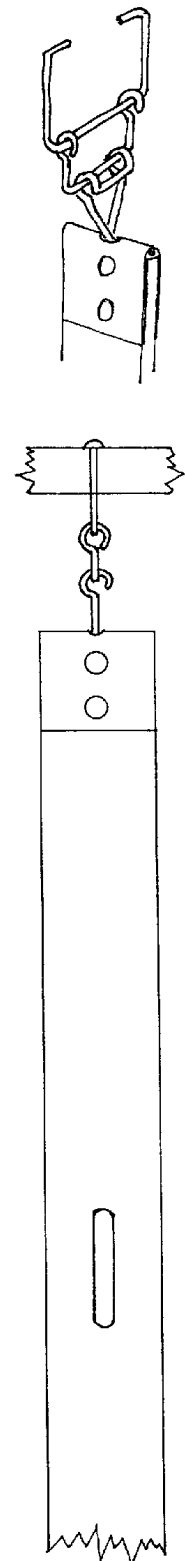
Triebbrad mit Schnurrolle

F = Stundenrad 36 Zähne
d = Stundenritzel
6 Zähne



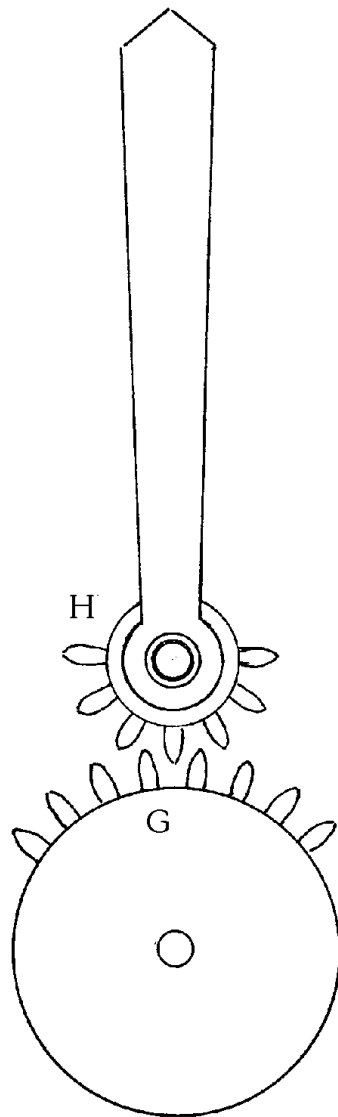
Zeigerwerk - Stundenzeiger
auf Stundenrohr
(Minutenzeiger aufgesetzt)

Pendel-
aufhängung

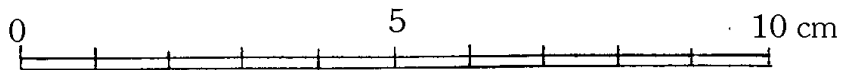


Zeigerwerk

G = Minutenzwischenrad 24 Zähne
H = Minutenrad 12 Zähne



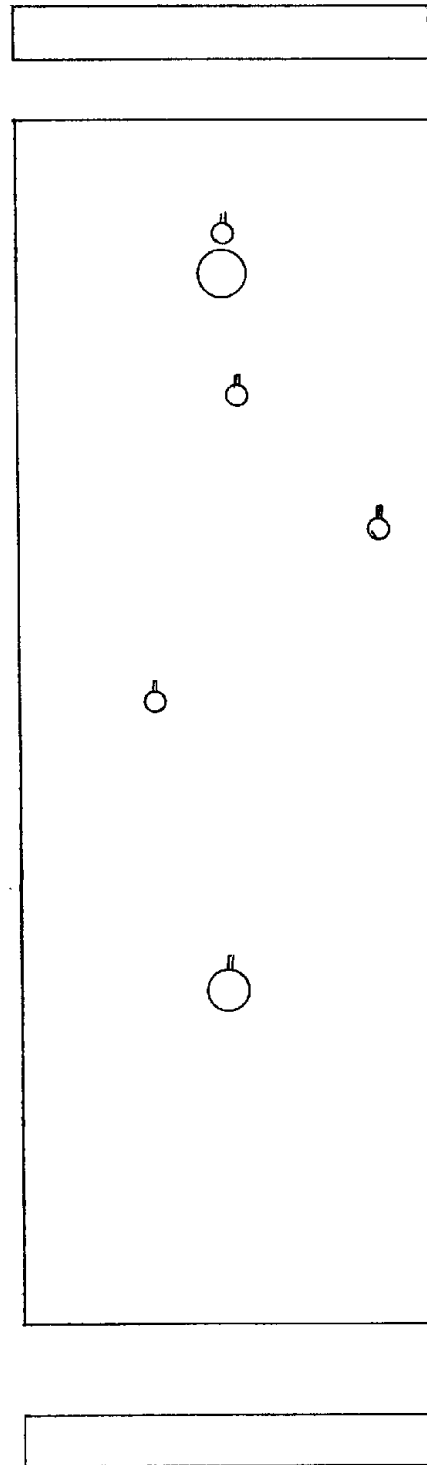
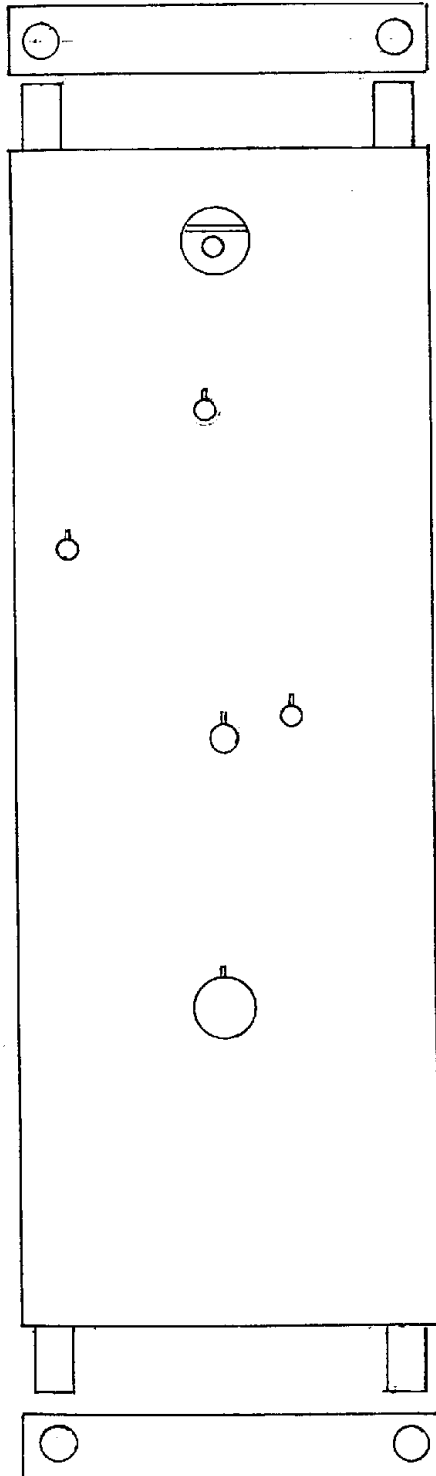
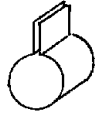
Zeigerwerk -
Minutenzeiger auf
Minutenrohr gesetzt



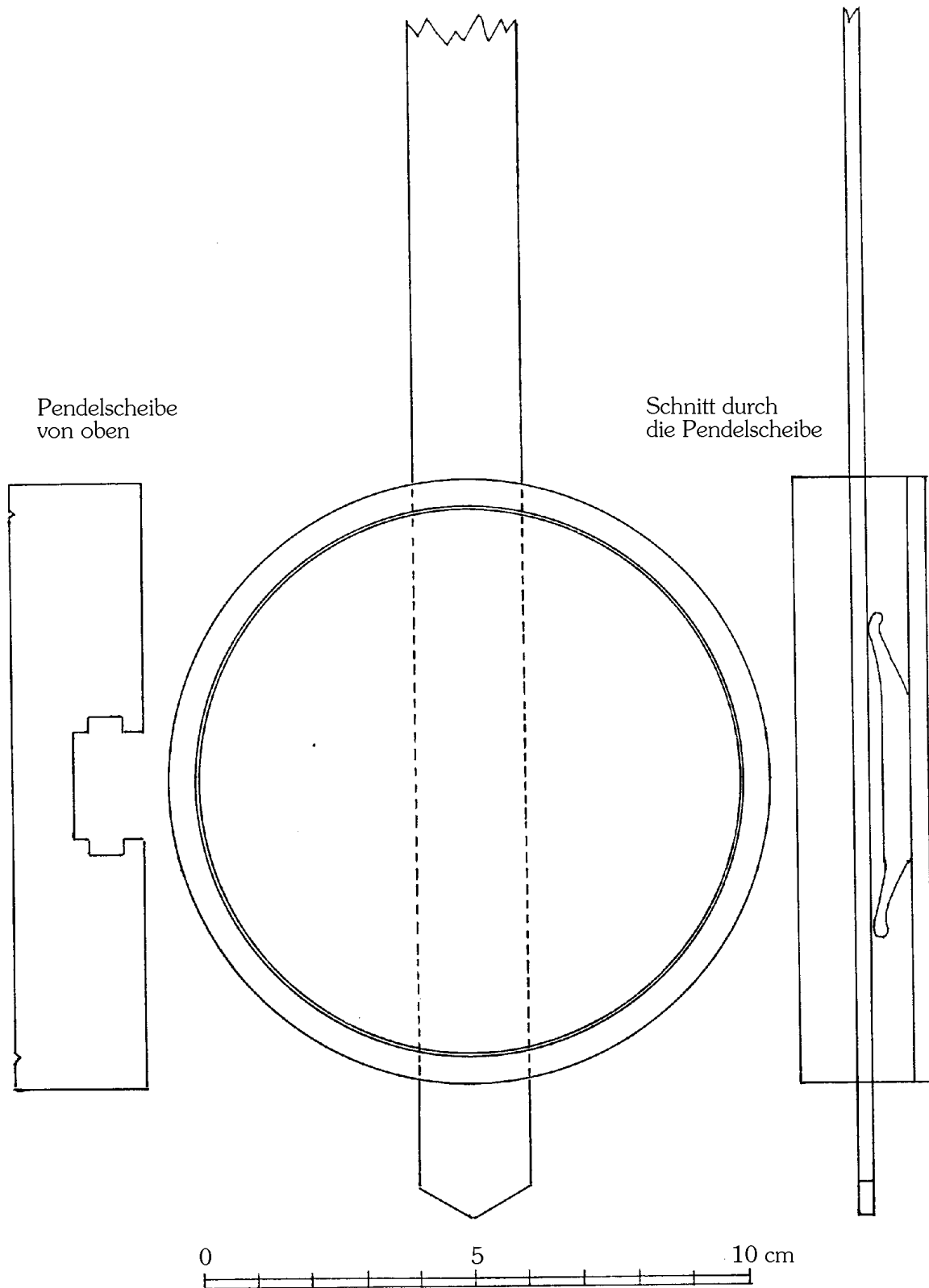
Vordere Platine
von vorn

Weißblechbuchse
für Lagerlöcher

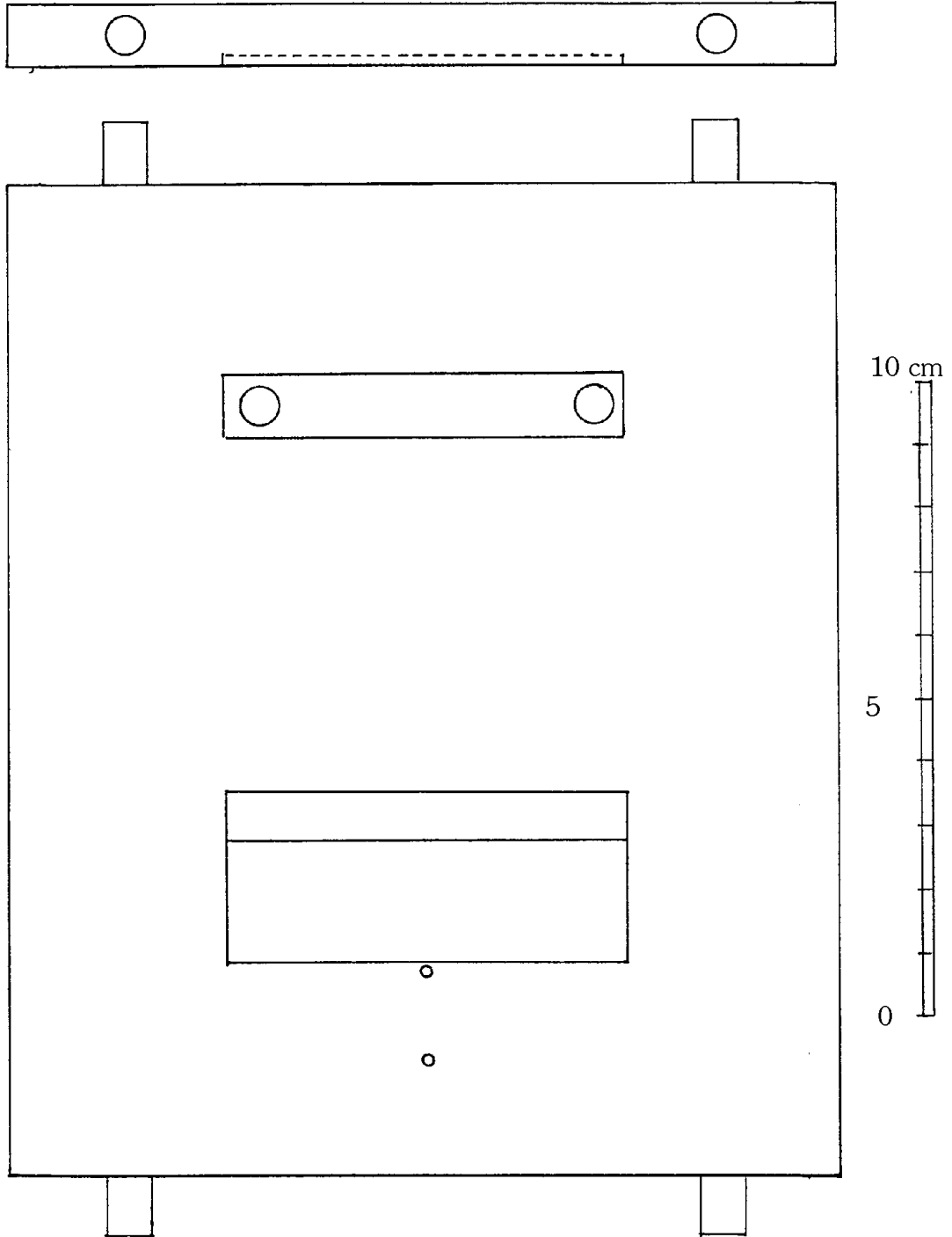
Hintere Platine
von hinten



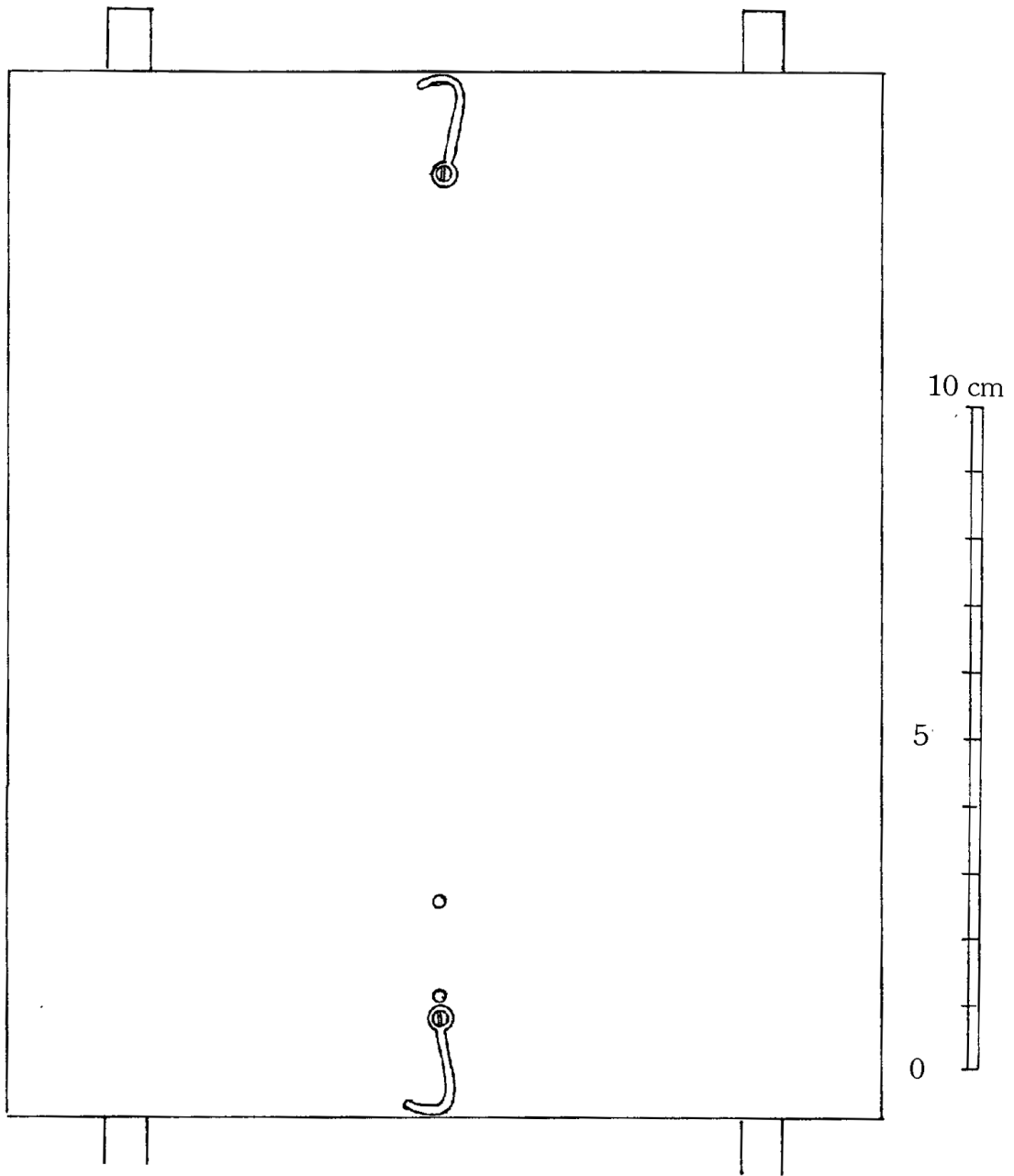
Pendel



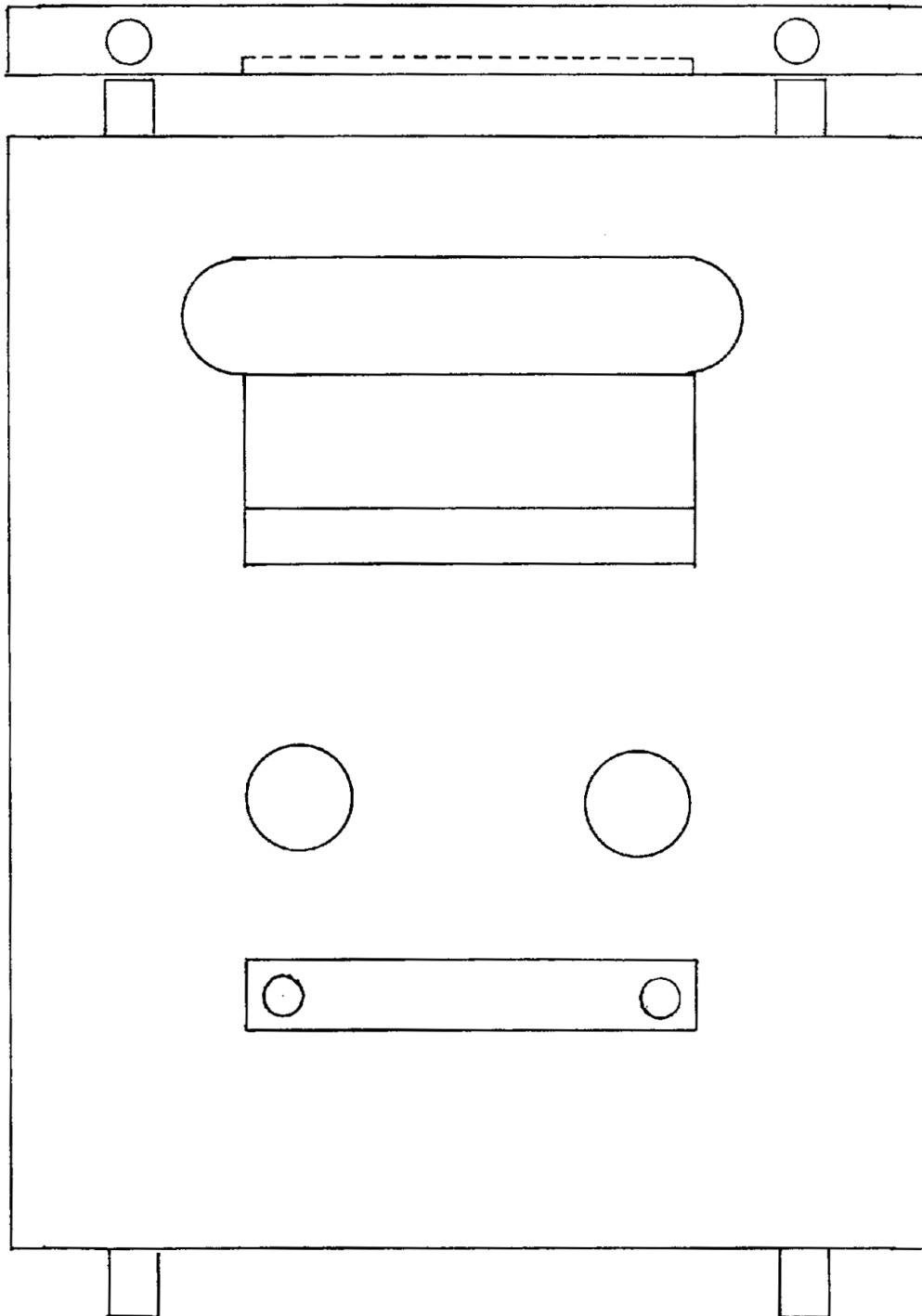
Deckel von unten
und hinten



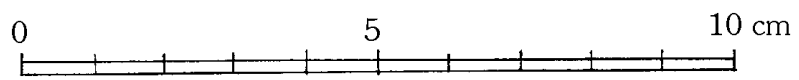
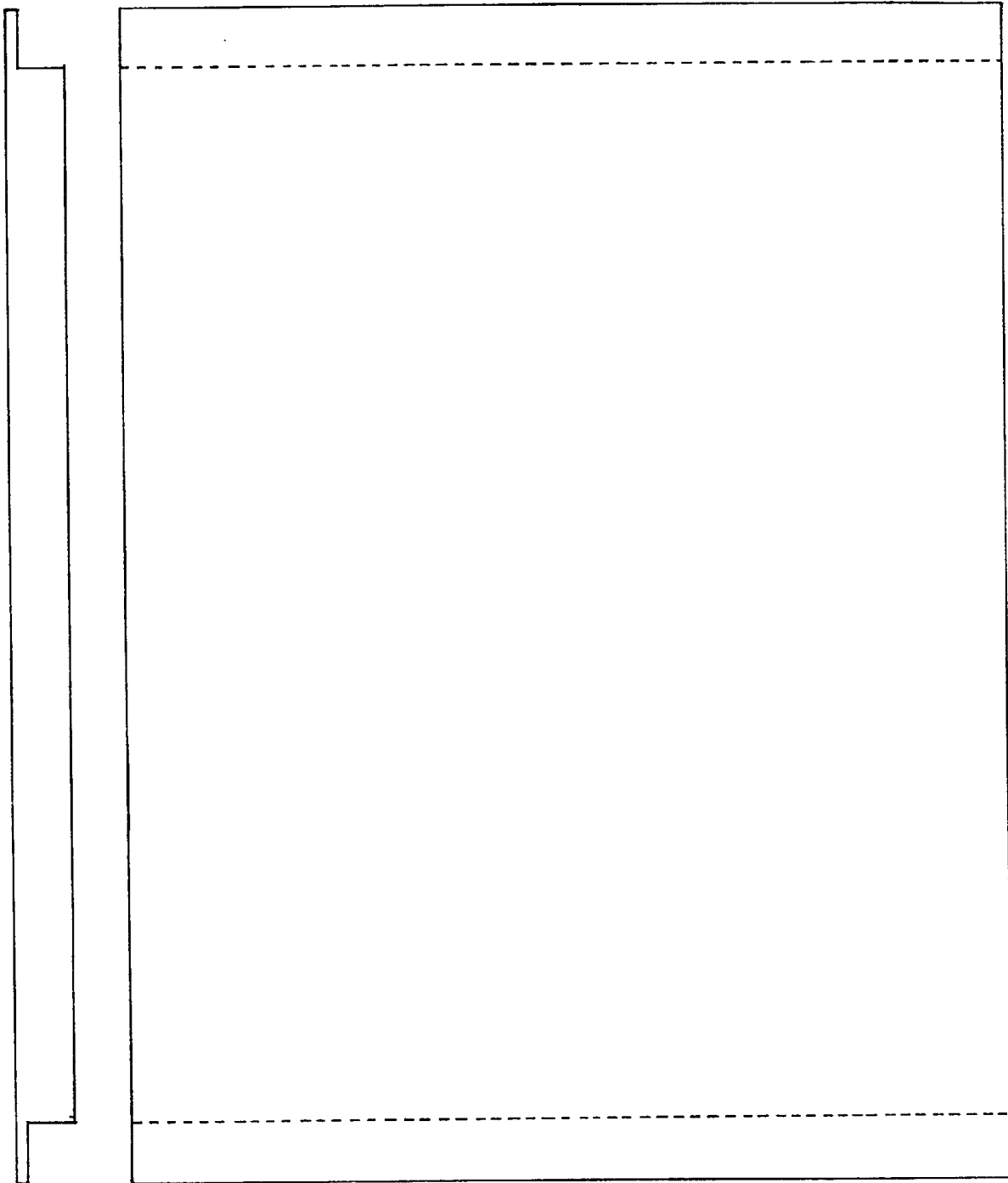
Deckel mit Haken
von oben und hinten



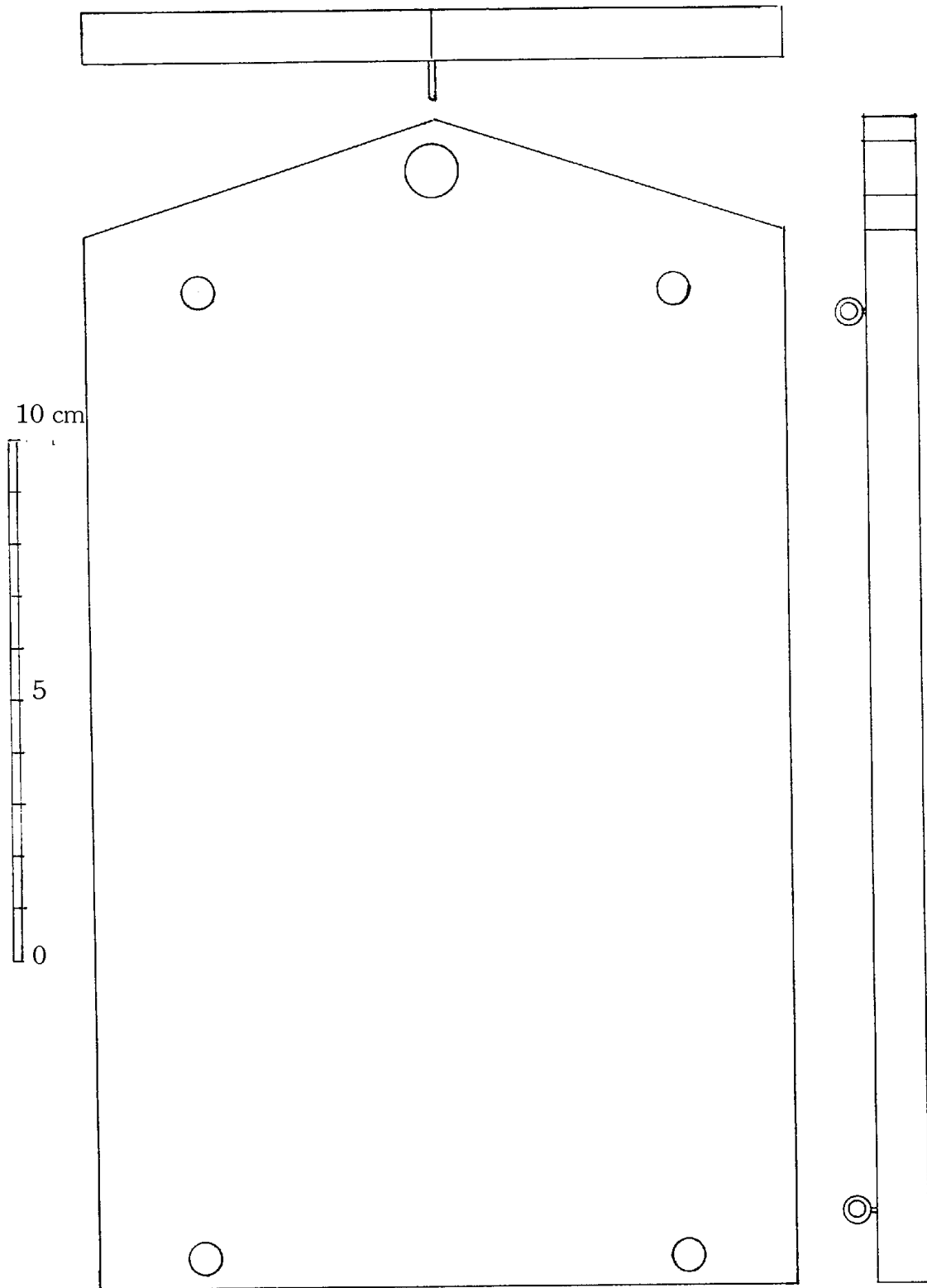
Boden von oben und von vorn



Seitenwand
links und rechts



Rückwand mit Ösen



Die Zahnräder

Die Zahnräder bestehen aus Sperrholzscheiben. Im Abstand der Zähne werden in ihren Stirnkranz Löcher für dieselben gebohrt (Durchmesser der Bohrung: 2,5 mm; Tiefe 6 mm). Die Zähne bestehen aus Hartholz. Eiche hat sich bewährt. Ihr zylindrisches Profil (Durchmesser 2,5 mm) erhalten sie dadurch, daß man die grob vorgespalteten und leicht angespitzten Pinne durch Lochschablonen aus Stahl schlägt. Dabei empfehlen sich zwei Durchgänge, der erste durch ein Loch von 3 mm, der zweite durch eines von 2,5 mm Durchmesser. Die Länge der Zähne beträgt etwa 15 mm.

Die fertigen zylindrischen Zähne werden in die Bohrungen eingeleimt. Nach dem Trocknen werden die Räder auf die entsprechenden Wellen gesetzt und im Drehstuhl die Zähne zentrisch abgedreht. Das Zahnprofil selbst arbeitet man mit Hilfe einer kleinen Messerfeile heraus. Einen einwandfreien Lauf der Zahnräder in den Ritzeln gewinnt man nur durch genaues Beobachten, Herausfinden der "Hakstellen" und sorgfältige Nachbearbeitung der entsprechenden Zähne.

Triebrad und Schnurrolle

Das Triebrad sitzt fest auf der Triebwelle. Als einziges Zahnrad besitzt es einen doppelten Zahnkranz. Die Schnurrolle sitzt dagegen lose auf der Welle. Die mit einem konischen Stift auf der Triebwelle fixierte Hartholzfeder preßt sie gegen die Seitenfläche des Triebrades, und die Sperre aus federndem Messing- oder Stahlblech und die in das Triebrad eingelassenen, in Aufzugsrichtung leicht abgeschrägten Holzzapfen sorgen dafür, daß die Schnurrolle nur in eben der Aufzugsrichtung drehbar ist, in der Gegenrichtung aber das Triebrad mitnimmt. In die Rille der Schnurrolle sind zwölf Stiftpaare eingelassen, die jeweils eine Gabel zum Festhalten der Knoten auf der Gewichtsschnur bilden.

Die Gewichtsschnur

Unter den Verhältnissen eines sowjetischen Arbeitslagers war die Herstellung einer Gewichtskette nicht möglich. Alle Versuche in dieser Richtung mißlingen. Auch die Herstellung einer geeigneten Schnur war ein Problem. Ein gewöhnliche, auf der Reeperbahn gedrehte Schnur dribbelte auf, sobald ein Gewicht an ihr hing. Eine gedrehte Schnur mit Zwischenknoten war nur eine halbe Lösung, ebenso eine gepechte Schnur, die einen nicht unwesentlichen Energieverlust bedeutete. Erst die mit Hilfe einer "Strickliese" gestrickte Schnur mit eingenähten Knötchen brachte eine zufriedenstellende Lösung.

Der Exzenter für die Ankerwelle

Um den Eingriff des Ankers in die Zähne des Ankerrades variabel zu halten, empfiehlt es sich, das Lager der Ankerwelle in der Frontplatte in einen drehbar gelagerten Exzenter einzulassen. Auf diese Weise kann die Eingriffstiefe leicht reguliert werden.

Die Lagerbuchsen

Um einen besseren Lauf der Achszapfen in den Lagern zu gewährleisten, läßt man Buchsen aus Weißblech, zur Seite der Welle hin gekröpft, in die Lagerbohrungen ein. Ein Tropfen Maschinenöl oder ganz wenig Stauferfett (keineswegs Seife) sind geeignete Schmiermittel.

Die Pendelscheibe

Die aus Sperrholz gefertigte Pendelscheibe enthält auf der Rückseite eine senkrechte Nute zum Einschieben der Pendelstange und der sie andrückenden Hartholzfeder. Die Feder ermöglicht ein Verschieben der Scheibe auf der Stange nach oben (die Uhr läuft schneller) oder nach unten (die Uhr läuft langsamer).

Ergänzung zum Kapitel "Die Uhr"

Wenige Wochen nach meiner Rückkehr aus der Gefangenschaft bat mich Imagina Prinzessin Stolberg zu Stolberg, bei der ich damals Geigenunterricht nahm, einen knappen Bericht über die letzten Wochen meiner Gefangenschaft zu schreiben. Ihre Kusine Thesel habe Kontakt zur Redaktion einer deutschsprachigen Zeitung in den USA. Vielleicht könne ein solcher Bericht wenigstens einen kleinen Beitrag zur Aufrüttelung des Weltgewissens leisten, angesichts der Machenschaften der Sowjets, deutsche Kriegsgefangene zu Kriegsverbrechern zu stempeln, um sie über den vereinbarten Rückführungstermin hinaus (31.12.1949) für lange Jahre als billige Arbeitskräfte einsetzen zu können. Ich schrieb diesen Bericht, und das in St. Benedict, Oregon, erscheinende "St.-Josefsblatt - Nationale Wochenzeitung" veröffentlichte ihn im Juni/Juli 1950 in den Ausgaben Nr. 24, 26 und 28 des 63. Jahrgangs.

Ich war sehr stolz, als ich wenig später das erste aus meiner Feder stammende Gedruckte in Händen hielt. Sicher entsprach alles, was ich damals sozusagen noch aus frischem Erleben heraus geschrieben hatte, der Wahrheit. Müßte ich jedoch denselben Artikel heute noch einmal schreiben, würde ich sorgfältiger zwischen Russen und Russen, Kommunisten und Kommunisten, Sowjets und Sowjets unterscheiden. Im Sommer 1950 war ich froh, der roten Hölle entkommen zu sein. Daß es in dieser Hölle nicht nur Teufel und Quälgeister gab, sondern unendlich viel mehr gute Menschen, diese Erinnerung hatte ich wohl zeitweilig zu verdrängen versucht. Je mehr ich dann Abstand von den Alpträumen des teuflischen Spuks gewann, desto klarer und deutlicher entstanden in meiner Seele von neuem die Bilder unvergeßlicher Begegnungen mit Menschen der damaligen Sowjetunion, die ihre Menschlichkeit trotz Krieg, Elend und Hunger voll bewahrt hatten. Ich will trotzdem auch diesen Bericht hier wiedergeben. Man kann, ja muß seine Meinungen und Vorstellungen an der klarer erscheinenden Wahrheit korrigieren. Wer es tut, braucht sich dessen nicht zu schämen.

St. Josefs-Blatt

Nationale katholische Wochenzeitung



53. Jahrgang — Nr. 28

St. Wendel, Cremona, den 10. Juli 1950

Preis: 65.00 pro Jahr
65.00 pro Jahr in Westfalen
Eingangsnummer 10 Sen

Liebe Frau Martha-Dienata!

Herzlich danke ich Ihnen, daß Sie dem Aufruf an die Frauen und Mädchen über das Elend der Kriegsgefangenen und meinem Briefe Aufnahme in Ihrem Teil des St.-Jos.-Blattes Aufnahme gewährt haben. Ich bin überzeugt, daß der Appell an das Weltgewissen, vor allem an die amerikanische Öffentlichkeit, das einzige ist, womit wir den armen Gefangenen helfen können. Ich sende auch heute wieder ein Bericht eines Heimkehrers ein, dessen Namen ich aus Sicherheitsgründen nicht angebe. Die Worte tragen aber so sehr den Stempel der Wahrheit und ich kenne diesen zuverlässigen, intelligenten und wahrheitsliebenden Menschen.

Möge Ihnen Gott alles, was Sie in christlicher Liebe und Barmherzigkeit für diese leidenden Brüder Jesus Christi tun, vergelten und Ihr Land vor Unheil bewahren!

Mit herzlichsten Grüßen, in der Liebe Christi

Ihre ergebene L. S.

Bericht eines Rußlandheimkehrers

Wenn heute die Sowjets erklärt haben, es befänden sich keine deutschen Kriegsgefangenen mehr auf dem Gebiete der Sowjetunion, so ist das nicht nur eine infame Lüge, sondern diese Erklärung soll ein Verbrechen gegen die Menschheit tarnen, das man ohne weiteres den Gewalttaten der Nazis gleichstellen kann. Diese Verbrechen eines Regimes, das, wie der Wolf im Schafspelz, sich das Mäntelchen der Kultur, des menschlichen Edelmuten und nicht zuletzt des Sozialismus in der Potenz umzuhängen versucht, dieses Verbrechen vor der Weltöffentlichkeit nicht in Vergessenheit geraten zu las-

sen, soll uns Heimkehrern aus der Sowjetunion heiligste Pflicht sein.

Vielleicht können wir unseren Kameraden, deren verzweifelte Blicke wir sahen, als sie für Nichtigkeiten für lange Zeit in die Verbannung geschickt wurden, wenn auch nicht sofort, so doch in absehbarer Zeit helfen.

Ich möchte hiermit eine kurze Schilderung der letzten Wochen meiner Gefangenschaft geben. Diese Wochen bedeuteten für uns, die wir bis zum Ablauf des Entlassungstermines in Rußland bleiben mußten, eine ungeheure Nervenprobe und seelische Belastung; weit größer, als sie selbst eine größere Schlacht mit sich bringt; denn diese wird in klaren Verhältnissen geführt: hier Freund — hier Feind.

Im September 1949 wurde die Gruppe der seit Sommer 1944 bestehenden Lager aufgelöst. Ein Lager nach dem anderen wurde in die Heimat entlassen; es blieben allein die Regimenter 77256/5 u. 16^u übrig. Regimenter nannte man solche Lager, in denen die politisch verdächtigen Kriegsgefangenen besonders streng bewacht wurden; ferner Angehörige der SS oder solcher Wehrmachtsteile, denen an der Front oder im Hinterland besondere Aufgaben obgelegen hatten.

Damals ging das Gerücht, auch unser Lager 15 würde in kurzer Zeit in die Heimat fahren, bis auf 30 Mann, die in ein anderes Regimenter versetzt würden. Am 9. September allerdings wurden etwa 30 Mann von uns in ein Entlassungskamp geschickt; der größte Rest aber ging auf Transporte nach Brianka in das Regimenter 7144/7. Wir mußten uns nun zu je 25 auf den Boden eines Lastwagens setzen, da bei dem Gepäck auf die Knie legen,

In dieser unmöglichen Stellung machten wir eine Fahrt von fast 150 Kilometer. Wer einmal als gewöhnlicher Reisender eine Ausfahrt über russische Landstraßen gemacht hat, weiß, welche Qualen sie mit sich bringt. Verstecke er sich aber in unsere Lage! 25 Mann auf 6, höchstens 7 Quadratmeter haltend, dicht aneinander gedrängt; um die Bordwände ein 2 Meter hoher Bretterverriegelung, damit jede Fluchtmöglichkeit ausgeschlossen sei, im Rücken ein abgeteilter, gut einen Schritt breiter Raum für die zwei Wachtposten mit Maschinenpistolen, die bei jeder Bewegung eines Unglücklichen losbrüllten. Es ist unmöglich, stillzusitzen; dem einen ist der Fuß eingeschlafen, der andere krümmt und windet sich, weil er seine Noidurst nicht verrichten darf; ein dritter, der einigermaßen sitzt, jähnt furchtbar an zu schlumpfen, wenn jemand ihm einige Zentimeter seines Platzes freier machen möchte. Sind wir kriminelle Verbrecher? — Wir haben diesen Transport überlebt, wie schon manches andere.

Im neuen Lager werden die SS-Einheiten Viking, Germania, Nordland, 8 A. D., die Angehörigen der Regimenter „Brandenburg“ und „Großdeutschland“, sowie andere Verbände zusammengezogen. Vor unseren Baracken aus blieben wir auf den Bahnhof Brianka und mußten wöchentlich zusehen, wie unsere Kameraden aus den normalen Lagern in die Heimat fuhren. Das Herz blutete uns, wenn sie uns zum Abschied zuwinkten. Wir selbst glaubten nicht mehr an eine Heimkehr. Stumm und gedankenlos zogen wir zur Arbeit. Selbst den liebsten Kameraden wagte man nicht anzusprechen, lebten wir doch alle in höchster Nervenanspannung und Gereiztheit.

(Fortsetzung folgt)

(Das Original der ersten Fortsetzung des Berichts ist nicht erhalten geblieben, wohl aber das Manuskript dieses Teiles. Es wird deshalb hier eingefügt.)

Die Lagerleitung hatte den seelischen Zustand der Gefangenen bald erkannt; sie bangte vor einem starken Abfallen der Arbeitsleistung. Und wirklich gab es Tage, an denen man einfach unfähig zu arbeiten war. An die Drohungen der Wachmannschaften störte sich niemand, hatten doch alle die Hoffnung verloren, lebten doch alle in völliger Stumpfheit. Wer von den Lesern selbst die Gefangenschaft kennengelernt hat, weiß, daß die Stimmung in einem Lager mit den augenblicklichen Parolen und Gerüchten steht und fällt.

Die Sowjets ihrerseits sind, durch langjährige Erfahrung geschult, wahre Spezialisten in der Behandlung von Gefangenen und wissen immer, welche Parole sie zu welchem Zeitpunkt auszustreuen haben. Sie wußten es auch in diesem Falle. Um dem Ganzen nicht den Anschein einer Parole zu geben, fand der Lagernatschalnik es für angebracht, persönlich die Erklärung abzugeben, das Versprechen der Sowjetunion, noch in diesem Jahre alle Gefangenen zu entlassen, beziehe sich auch auf sämtliche Regimelager. Sein Erfolg war verblüffend: Die Arbeitskolonnen zogen wieder singend zum Lagertor hinaus, erreichten unglaublich hohe Leistungsprozente und kehrten singend wieder ins Lager zurück. Zum Feierabend überschlugen sich Kinovorführungen, Darbietungen der Lagerspielgruppe und des Orchesters. Die Gefangenen besuchten sogar wieder in größeren Gruppen die politischen Schulungszirkel, erwogen ein deutsch-sowjetisches Freundschaftsverhältnis und dachten sich: Sechs, sieben Jahre haben wir hinter uns. Sechs, sieben Wochen gehen auch noch herum.

Es wurde Oktober. Seine Abende waren warm. Auf den Bänken der Hofanlagen träumten die Gefangenen von der Heimkehr, vom nahenden Weihnachtsfest und berieten, was sie wohl alles in ihre Holzkoffer packen sollten. Am 27. Oktober aber erschien eine Kommission von dreißig Offizieren mit Dolmetschern im Lager. Es sprach sich schnell herum und auch, daß sogar Richter und Staatsanwälte unter den Ankömmlingen seien, und alle erfaßte ein lähmendes Erschrecken. Mit der guten Stimmung war es nun wieder vorbei. Bereits am nächsten Morgen wurden bei der Zählung auf dem Apellplatz etwa 25 Männer verlesen, die das Lager nicht mehr verlassen durften, selbst zur Arbeit nicht. Nach und nach wurden diese Kameraden vor die Tribunale geschleppt, von wo sie nicht mehr zurückkehrten. Ein jeder im Lager wußte, daß auch ihn vielleicht schon in der nächsten Minute ein Läufer des MWD holen konnte, und das bedeutete Schlimmeres als den Tod.

Am 5. November war die Blitzaktion abgeschlossen. Wieviele Kameraden zu langjährigen Haftstrafen verurteilt wurden, wußte niemand. Man schätzte um die 30.

Unser Aufsehermädchen

Bericht eines Rußlandheim-
lehrers

Vor einigen Wochen brachten wir mit Fortsetzung den Anfang dieses wahrheitsgetreuen Berichtes, wie empörend deutsche Gefangene in Rußland behandelt wurden. Für die Leser, die daran interessiert waren, folgt hier der Schluß. —

Kaum waren die MW-Diäten abgereicht, als auch schon der Polizei-offizier vor dem versammelten Lager die Erklärung abgab: Die Papiere aller jetzt noch im Lager befindlichen sind durchgesehen und in Ordnung. Am 7. Dezember fährt das Lager geschlossen in die Heimat.

Hurra — das war etwas, das glaubhaft erschien und Hand und Fuß hatte. Bis zum 7. Dezember blieben noch ganze vier Wochen. Hatte vor der Gerichtsaktion Freude und Uebermut geherrscht, so war das Lager jetzt von Reisesieber ergriffen. Die vorausgegangen Arbeitsleistungen hatten eine Menge Geld eingebracht. Es wurde getrunken und gesungen, gesoffen und gegröhlt. Die Propagandisten schmückten das Lager mit roten Fahnen, mit den Porträts aller Größen des Marxismus. Das Lagerlar trug ein riesiges Transparent: „Bleibt ewig Freunde der Sowjetunion!“ Vor dem Eingang zum Klub prangte: „Wir danken der Sowjetunion und ihrem Führer Generalissimo Stalin für die Heimkehr.“ Jeder zweite Tag brachte Massenversammlungen mit Einheitsreden gegen Monopolkapitalismus und dessen ärgste Form, den

Imperialismus. Dann wieder Filme, bunte Abende, Zirkelschulungen und Säufereien — bis am 25. November das ganze künstlich aufgebaute Kartenhaus der Stimmungsmache jäh zusammenbrach. In diesem Tage nämlich wurde das Nachbarregimentlager entlassen, geschlossen, wie es hieß, bis auf 400 Mann, die sich unversehens in unserem Lager wiederfanden. Es merkte natürlich auch der Dämmerle, daß da etwas faul war. Tage der Niedererschlagenheit und der Nervenanspannung vergingen.

Der 1. Dezember brachte erneut die Ankunft eines Tribunals von über 100 Offizieren und Dolmetschern. Am 2. Dezember wurde eine ganze Brigade von Säufern aufgestellt, die weiter nichts zu tun hatten, als die vorgeladenen Kameraden zu den Versammlungen zu holen, denn diese begannen noch in den Abendstunden desselben Tages. Wir gingen nach der Arbeit nicht schlafen, sondern saßen am Barackenfenster und erwarteten die Säufer. Man stellte sich unsere Lage vor, wenn dann wirklich einer dieser Melber sich unserer Barracke näherte, wenn er gerade auf unsere Tür zuging, wenn er unser Zimmer betrat und dann den eigenen Bettnachbar aufforderte, mitzukommen. Ein Händedruck, man sagt ein paar unbeholfene Worte, die Trost sein sollen, ein Blick der Angst und der Verzweiflung trifft sich. Danach suchst du den Kameraden nicht mehr und wartest weiter und zitterst die Minuten, versuchst zu schlafen, rauchst eine Zigarette, gehst wieder ans Fenster. Der Gang zur Arbeit am Morgen bringt keine Erlösung, man hangt dem Abend entgegen. Auch dieser Abend bricht an und wieder kommen die

Säufer und holen deinen besten Kameraden, von dem du weißt, daß er ein guter Mensch ist. Man möchte weinen, kann es aber nicht vor Schmerz und Zorn.

Und immerfort der Gedanke: wann holen sie dich, was können sie dir vorwerfen? Hast du ein Sußha gefächelt, ist das sozialistisches Eigentum gewesen, das du gestohlen hast, und darauf stehen 5 bis 10 Jahre. Warst du in der Hitlerjugend, so hast du einer verbrecherischen Organisation gedient, die den Krieg gegen friedliche Bürger und Bauern zum Ziel hatte. Verbrechen gegen die Menschlichkeit werden mit 25 Jahren bestraft. Hast du als Kommandant Bäume zum Stellungsbau fällen lassen, warst du ebenfalls ein Dieb an sozialistischem Eigentum. „Wieviel Muffen haben Sie erschossen? Wieviel wußliche Mädchen haben Sie vergewaltigt? Lügen Sie nicht, wir waren auch Soldaten!“

Man versucht zu beten, liest eine Zeitung: „Freundschaft mit der Sowjetunion ist das Gebot der Stunde“. Es ist ein Schlag ins Gesicht. Auf dem freien Platz vor unserer Baracke weht die schwarz-rot-goldene Fahne neben dem roten Banner. Ein junger Kamerad weist mit dem Finger auf sie und lacht schrecklich auf wie ein Trer. Eine halbe Stunde später geht er den Weg, der ihn für immer von der Heimat, von der Liebe und der Freiheit trennt.

Am 3. Dezember liegt im Speisesaal eine Liste von 400 Mann, die am 7. Dezember, dem Tage, an dem das Lager geschlossen heimkehren sollte, entlassen werden. Ich bin dabei. Selbst lese ich meinen Namen, wie im Traume renne ich hieuhin, dorthin, bin plötzlich in meinem

Zimmer, stehe wenig später vor der Liste und überfliege sie noch einmal.

Als ich zur Vernunft komme, finde ich mich auf einer Bank im verschneiten Garten. Ich rauche. Nach die ganz schlaflose Nacht hat ein Ende. Am nächsten Morgen sind auf der Liste 70 Mann gestrichen. Ich habe Glück gehabt. Während man uns einkleidet, während die Propagandisten uns flammende Reden „mit auf den Weg geben“, arbeitet das Tribunal ohne Pausen. 60 Mann haben bereits mit geschw-

rener Blase das Lager verlassen. Wohin?

Am 7. Dezember schreiten 390 Heimkehrer — es sind inzwischen 60 andere Kameraden an die Stelle der 70 gestrichenen getreten — zum letztenmal durch das Tor eines Lagers des MWD (Ministerium für inner Angelegenheiten). „Bleibt ewig Freunde der Sowjetunion!“ Ich sehe mich nicht um. Vielleicht verliere ich durch einen Blick nach hinten meine Freiheit, wie Orpheus die Euridice verlor. Während unjer

Transportzug langsam aus dem Bahnhof rollt, ruft uns der Polizeioffizier des Lagers zu: „Erzählt in der Heimat die Wahrheit über die Sowjetunion!“

Am Heiligen Abend sehen wir die Heimat wieder. Ein zweiter Transport unseres Lagers traf am 6. Januar 1950 im Lager Friedland ein. Von Kameraden dieses Transportes erfuhr ich, daß am 23. Dezember die Arbeit des Tribunals beendet war. 280 Kameraden waren seine Opfer.

- 1) muß heißen: 7256/5 und 15
- 2) muß heißen: Politoffizier (Politruk)
- 3) muß heißen: Arbeitsleistungen